

editorial

Familien sammeln Erinnerungen – in »begreifbarer« Form als Fotos, Briefe, Gegenstände und in »nicht angreifbarer« Form als Erzählungen von Menschen, Wohnorten, Erlebnissen sowie als nicht ausgesprochene, »im Raum stehende« Gefühle und Ahnungen. Dieses familiäre Gedächtnis macht die Identität einer Familie aus.

Die diesjährige Zeitschrift beschäftigt sich mit dem Familiengedächtnis von Opfer- wie Täterfamilien, die durch die Erlebnisse in nationalsozialistischer Zeit geprägt, traumatisiert, in jedem Fall betroffen und verändert wurden.

Im ersten Beitrag schildert Philipp Mettauer nicht nur seinen sehr persönlichen Zugang zur Thematik, sondern führt in diese ein und zeigt ihre Vielschichtigkeit. Das Bewusstsein, dass das Erlebte nicht nur Auswirkungen auf die unmittelbar Betroffenen, die erste Generation, hatte und hat, sondern auch die zweite und dritte Generation beeinflusst, ist erst in den letzten Jahren deutlich geworden: *Auch für die nach 1945 geborenen Generationen gibt es keinen Schlussstrich unter die Vergangenheit, die Familien- und Verfolgungsgeschichte, die Shoah, wirken sich nachhaltig aus, auch wenn das Wissen um historische Vorgänge bei den nachfolgenden Generationen abnimmt und das Geschichtsbild zunehmend diffuser wird. Die NS-Geschichte bleibt Teil ihrer Gegenwart.*

Iris Wachsmuth zeigt in ihrem Beitrag die Veränderungen in der Gedenkkultur zur NS-Vergangenheit und zur Shoah auf und diagnostiziert eine Globalisierung wie auch Individualisierung durch die nachfolgenden Generationen. Aus dem Bedürfnis, *dem unfassbar Abgründigen der Vergangenheit etwas Zukunftsweisendes entgegenzusetzen*, sind zahlreiche sehr persönliche Projekte in Film, Theater, Ausstellung oder Buchform entstanden, um die Vergangenheit mit der Gegenwart, das Private mit dem öffentlichen Raum zu verbinden.

Traumatische Erfahrungen können durch Prozesse der Symbolisierung als indirekte Erinnerungen [...] weitergegeben werden. Die Suche nach dem familiären »Post-

memory« beschreibt Marianne Windsperger in ihrem Beitrag zur dritten Generation und zeigt an einigen Beispielen, auf welchen unterschiedlichen Wegen die Enkelgeneration versucht, die Brüche in der Familiengeschichte aufzuspüren und daraus die eigene Gegenwart weiter zu entwickeln.

Mit den Nachkommen in Täterfamilien setzt sich Margit Reiter in ihren Ausführungen auseinander und vergleicht dabei auch die Situation von Opfer- bzw. Täternachkommen. Auch wenn die Shoah im österreichischen Familiengedächtnis meist ausgeblendet wurde, so steht sie doch *immer wirkungsmächtig im Raum*. Anhand von Interviews wird die unterschiedliche Situation der zweiten und dritten Generation aufgezeigt und dargestellt, welche Probleme entstehen, wenn klar wird, wer Vater/Mutter bzw. Großvater/Großmutter »auch« waren und welche Geschichte nicht erzählt wurde.

My kids are used to Apfelkuchen mit Mürbeteig und Linzertorte, Strudel. You know, my son who is born in June, knows that for his birthday he gets Marillenknödel. Jerry Elmer erzählt im Beitrag von Andrea Strutz von den österreichischen Wurzeln bzw. Traditionen seiner Familie. In dieser wie auch in anderen Emigrantenfamilien zeigt sich, dass es oft nicht die großen Dinge sind, die in Erinnerung bleiben, sondern dass die familiäre Identität über *die kleinen, gewöhnlichen, oftmals fragmentarischen Geschichten* tradiert wird.

Kurt Grünberg zeigt in seiner Studie an einem Fallbeispiel die schwierigen Prozesse unbewusster Tradierung von Traumatisierung an die zweite Generation. Auch im abschließenden Artikel von Traude Tauber, Klaus Mihacek und Stefan Strusievici wird deutlich, dass *gravierende unverarbeitete psychische Traumatisierungen tiefe Spuren in Betroffenen* hinterlassen. Wie in Familien mit dem Trauma umgegangen wird, wie Eltern dies selbst bearbeiten, wie sie ihren Kindern davon berichten – oder eben nicht –, ist entscheidend, wie diese Erfahrungen auf die zweite und dritte Generation ein- und fortwirken.

Sabine Hödl

25 Jahre Institut für jüdische

Martha Keil

Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs – die genderneutrale Umbenennung des Gründungsnamens »Institut für Geschichte der Juden in Österreich« erfolgte 2008 – existiert nun 25 Jahre, eine bemerkenswert lange Zeit für ein unabhängiges außeruniversitäres Forschungsinstitut mittlerer Größe. Wie jedes Jubiläum ist dies ein guter Anlass darüber nachzudenken, ob die bei der Gründung formulierten Erwartungen erfüllt werden konnten, wo wir heute stehen und welchen Aufgaben wir uns in den nächsten Jahren widmen wollen.

Eine Institution des »Bedenkjahres«

Ausschlaggebend für die Vorarbeiten zur Institutsgründung war kein politisches Eckdatum, sondern die Eröffnungsausstellung des Österreichischen Jüdischen Museums Eisenstadt »1000 Jahre österreichisches Judentum« im Jahr 1982. Für ihren Kurator, den Mediävisten Klaus Lohrmann, damals Archivar am Wiener Stadt- und Landesarchiv, waren die im Zuge der Vorbereitung aufgetauchten Leerstellen bei offensichtlich vorhandenem reichen Quellenmaterial der Auslöser, die Initiative für ein eigenes Forschungsinstitut zur Geschichte der Juden in Österreich zu ergreifen: *Sachlich war zwingend zu argumentieren, dass außerhalb der Zeitgeschichte auf dem Gebiet der Geschichte der Juden große Forschungs- und Wissenslücken bestanden.*¹ Nicht zufällig im offiziellen »Bedenkjahr« 1988, kurz nach der kontroversen und entlarvenden Waldheim-Debatte, konnte diese Idee realisiert werden.

Von Anfang an umspannte unsere Forschung den Zeitraum von der ersten nachweisbaren Ansiedlung von Jüdinnen und Juden in den österreichischen Gebieten im späten 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wo im-

mer notwendig überschritten die Quellenrecherchen die Grenzen der heutigen Republik und wurden in Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen der Nachbarländer, vor allem Böhmen und Mähren, durchgeführt. Mehrjährige, meist vom FWF geförderte Projekte bereiten nach wie vor die Grundlagen für weitere Forschungen auf. Bisher erschienen zwei Bände mit Editionen und Regesten mittelalterlicher Judenurkunden – der dritte Band ist in Vorbereitung –, ein 500 Seiten starker Band mit obrigkeitlichen und innerjüdischen Quellen der Frühen Neuzeit, die Transkription eines jüdisch-deutschen Tagebuchs von 1848 und insgesamt elf Veröffentlichungen jüdischer Lebenserinnerungen aus Österreich.² Auf dieser starken Quellenbasis, die sich ständig vertieft und vergrößert, entstanden zahlreiche Monographien, Sammelbände, Tagungsbände und Aufsätze. Regionalhistorische Studien zu Wien und Niederösterreich, sozialhistorische Arbeiten zu Landjuden, Geldleiher/innen, Dienstboten und Zwangsarbeiter/innen, wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum mittelalterlichen Kreditwesen, kulturhistorische zur »jüdischen Volkskunde« und zum jüdisch-christlichen Kulturtransfer, rechtshistorische zum Toleranzpatent und zur Gemeindebildung in Galizien – die Themen sind zeitlich und geographisch weit gestreut und die Fragestellungen und Methoden entsprechend der aktuellen historischen und kulturwissenschaftlichen Forschung breit gefächert.³ 2006 legten wir mit der umfangreichen »Geschichte der Juden in Österreich«, verfasst von fünf derzeitigen oder ehemaligen Mitarbeiter/innen des IN-JOEST, eine erste gründliche Bestandsaufnahme unserer Forschungen vor. Vor kurzem wurde das inzwischen vergriffene Buch als Studienausgabe nachgedruckt und ist nun wieder im Buchhandel erhältlich.

Geschichte Österreichs, 100 Jahre Synagoge St. Pölten



*Der zerstörte Innenraum der
St. Pöltener Synagoge 1980
© Stadtarchiv St. Pölten*



*Innenraum der Synagoge
St. Pölten zwischen 1936 und
1938 © www.centropa.org*



Meilensteine der letzten Jahre

Strukturell hatte das Institut für jüdische Geschichte Österreichs (INJOEST) in den letzten drei Jahren eine besondere Herausforderung zu bewältigen: 2010 kündigte das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF) die geplante Auflösung sämtlicher 74 außeruniversitären Forschungsinstitute an. Ohne vorhergehende offene Evaluierung stellte es an diese höchst unterschiedlichen Einrichtungen die Forderung, sich innerhalb einer gewissen Frist an eine große wissenschaftliche Einheit, vorzugsweise an eine Universität, anzubinden, andernfalls werde die Basisförderung eingestellt. Die Bedingungen und die Finanzierung der neuen Konstruktion mussten jeweils verhandelt werden. Diese Maßnahme sorgte einerseits vor allem bei den Instituten der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften mit ihrer chronischen Unterfinanzierung für

große Besorgnis, führte aber andererseits zu positiven Initiativen wie Strategieentwürfen, Vernetzungsaktivitäten und medialen Diskussionen. Unser »idealer« Anbindungspartner wäre das Institut für Geschichte der Universität Wien gewesen, an dem die meisten unserer Mitarbeiter/innen promoviert haben und ich habilitiert wurde. Auch sind einige Professoren des Geschichtsinstituts Vorstandsmitglieder unseres Trägervereins. Der damalige Vizerektor und jetzige Rektor der Universität Wien, Heinz W. Engl, nahm diesen Vorschlag inhaltlich sehr positiv auf, doch wies er auf die ungünstigen personalpolitischen Strukturen der Universität hin. Sein Vorschlag, der auch unserer zweiten ins Auge gefassten Möglichkeit entsprach, bestand in der Anbindung an das Institut für österreichische Geschichtsforschung (IÖG), das als eigenständiges Institut mit Masterlehrgang der Universität angegliedert und von seiner Struktur her offen für eine Konstruktion dieser Art ist. Nach einigen kreativen Diskussionen, gewürzt mit bürokratischen Spitzfindigkeiten, wurden schließlich am 1. Juli 2011 *die Forschungsvorhaben des INJOEST in das Tätigkeitsprofil des IÖG integriert*, so die offizielle Formulierung. Die Leitung des INJOEST, also derzeit meine Person, wurde in den Mitarbeiterstab des IÖG aufgenommen und wird durch die nunmehr an das IÖG fließende Basisförderung des BMWF sowie durch Eigenmittel finanziert. Unser Trägerverein mit seinen Angestellten

blieb bestehen, Univ. Prof. Dr. Thomas Winkelbauer steht ihm als Präsident vor und ist als Direktor des IÖG sozusagen mein doppelter Chef – eine Win-win-Lösung für alle Beteiligten: Sie bringt dem INJOEST universitäre Anbindung und somit – hoffentlich – größere Sicherheit sowie dem IÖG einen zusätzlichen Forschungsbereich mit entsprechendem Output.

Wissenschaftsdidaktisch gelang durch die Einwerbung von zwei jeweils zweijährigen »Sparkling-Science«-Projekten des BMWF unsere bereits im »Lernort Synagoge« begonnenen Vermittlungstätigkeiten für Schulen auszubauen. Wissenschaftliches Arbeiten in unserem Fach zu vermitteln, den Blick für die Geschichte der eigenen Stadt mit ihren verdrängten Seiten zu schärfen und gleichzeitig aktuelle Fragen wie Migration, Integration und Ausgrenzung zu diskutieren – darin bestanden die Ziele des Projekts »Sag mir, wo die Juden sind. Zum Beispiel: St. Pölten. Migration und Gegenwart, Vertreibung und Gedächtnis«. ⁴ Vier Klassen des BG/BORG Schulring und des BG/BRG Josefstraße arbeiteten mit Lebenserinnerungen jüdischer Österreicher/innen und stellten Zusammenhänge zwischen deren Schicksal, dem Erinnern und Vergessen und der eigenen familiären Erfahrung von Migration her. Abgesehen von Fachartikeln und einer professionell gestalteten öffentlichen Präsentation der Ergebnisse entstand in freiwilliger zusätzlicher Arbeit eines Teams des BG/BRG Josefstraße der Kurzfilm »Sag mir wo die Juden sind. Erinnerung an St. Pöltens vergessene jüdische Gemeinde«.

Das Drehbuch schrieben Simon Hayden und Michael Kandler, Lisa-Maria Braitner führte Regie. Integriert ist ein kurzer Privatfilm von der Fahrt Adolf Hitlers durch St. Pölten im März 1938 sowie Interviews mit Zeitzeug/inn/en und Nachkommen jüdischer St. Pölterner aus Österreich und Israel. Der Film wurde, begleitet durch eine Diskussion, im März 2013 mit großem Erfolg im voll besetzten St. Pöltener Programmokino »Cinema Paradiso« gezeigt.

Anfang dieses Jahres startete unser zweites Sparkling Science-Projekt, »Das Ende (m)einer Kindheit? Kindertransporte zur Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher aus Österreich 1938–1941«. Diesmal wird es die Vermittlung historischer Forschung und Methoden, insbesondere Oral History, dazu nutzen, sich mit aktuellen Fragen zu Kindheit und Erwachsenwerden auseinanderzusetzen. ⁵ Als Teilprojekt erforscht die aus Dänemark stammende Dissertantin Merethe Jensen die Kindertransporte aus Österreich nach Skandinavien. Insgesamt wurden etwa 2.800 jüdische Kinder durch die von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und von Hilfsvereinen organisierten Transporte gerettet. Ein Großteil der Kinder wurde nach Großbritannien gebracht und konnte bei Pflegefamilien Aufnahme finden. Nach einem Einführungsworkshop und gegenseitigen Interviews werden die Schüler/innen mit ehemaligen Kindertransport-»Kindern« über deren Erfahrungen und die Einschätzung, wann und wodurch ihre Kindheit endete, sprechen können.



Linke Seite, links: Manfred Papo vor einer Tür der St. Pöltener Synagoge, zwischen 1936 und 1938. Linke Seite, rechts: Manfred Papo mit Jugendlichen vor der Synagoge St. Pölten © www.centropa.org

Seit Juni 2013 im Handel erhältlich: »Kleine jüdische Kolonien. Juden in Niederösterreich 1782–1914« von Christoph Lind © Mandelbaum Verlag

Seit Mai 2013 wieder erhältlich: Die »Geschichte der Juden in Österreich« © Ueberreuter Verlag, ISBN 978-3-8000-7559-1



Ein Sensationsfund zum 100. Geburtstag

Nicht nur das INJOEST begeht in diesem Jahr ein Jubiläum, sondern auch seine »Herberge«. Ebenfalls nicht zufällig, nämlich am Vorabend des Geburtstags von Kaiser Franz Josef, wurde die Synagoge am 17. August 1913 feierlich eingeweiht und ist somit heuer hundert Jahre alt. Dieses Jubiläum wird mit der Ausstellung »Gott und Kaiser. 100 Jahre ehemalige Synagoge St. Pölten« im St. Pöltener Stadtmuseum begangen. Dessen Direktor Thomas Pulle ist nicht nur als Fachmann für Jugendstil an der Synagoge interessiert, sondern hat auch in ständiger aufmerksamer Suche schon kostbare Entdeckungen gemacht. Sein letzter Fund vom Anfang dieses Jahres ist ein Gebetbuch, das der St. Pöltener Tempelbauverein im Jahr 1912 eigens zur Spendensammlung für den Bau hatte drucken lassen. Man kann von einem Wunder sprechen, dass das Gebäude als eines der wenigen jüdischen Gotteshäuser in Österreich die Zerstörungswut der Nationalsozialisten und die Bomben des Krieges überstanden hat. Der Innenraum hatte bereits durch den Überfall von St. Pöltener und Kremser Nationalsozialisten während des Novemberpogroms 1938 stark gelitten. In den folgenden Jahren wurden alle Bestandteile des Interieurs, die Sitzbänke, die Verschaltungen der Frauenempore, die Türen und Gitter um den Toraschrein sowie die Luster herausgerissen oder abmontiert. Kein einziger Ritualgegenstand blieb erhalten, weder das Ewige Licht (*Ner tamid*) vor dem Toraschrein noch die auf Samt bestickten Toravorhänge, weder die sieben- bzw. zweiarmigen Leuchter noch die Pultaufsätze für Bima und Vorsänger. Über die Ausstattung der durch ihre Wandmalerei so prächtig verzierten Synagoge wussten wir bis vor kurzem nicht das kleinste Detail.

Zuweilen führt, wie jeder forschende Mensch bestätigen wird, bei wichtigen Entdeckungen der Zufall Regie, ein gläubiger Mensch würde vielleicht von höherer Fügung sprechen. Als ich Ende Februar 2013 das Manuskript von Christoph Linds druckfertigem Buch »Kleine jüdische Kolonien. Juden in Niederösterreich 1782–1914« las, stieß ich auf den letzten St. Pöltener Rabbiner vor dem Holocaust, Manfred Papo. Zur Vervollständigung seiner interessanten Biographie recherchierte ich im Internet und gelangte sofort auf die Website des Interviewprojekts »Centropa« des in Wien lebenden, aus den USA stammenden Fotografen Edward Serotta. Unter den vielen mit alten Fotos illustrierten Interviews befindet sich auch jenes von Louise Eva, der Witwe Manfred Papos.⁶ Sie erzählt von seinem Leben als Sohn des Rabbiners der Wiener sefardischen Gemeinde, seinem teilweise von Wien ausgeübten Rabbinat in Salzburg von 1924 bis Anfang 1930, seiner Flucht nach England und Südafrika sowie schließlich der Rückkehr nach Österreich. Eine der Bildunterschriften in ihrem Fotoalbum lautete »Synagoge in Salzburg«, doch das Motiv war mir sehr vertraut: Es zeigt eindeutig den Toraschrein und einen Teil des Innenraums »unserer« Synagoge, in der Manfred Papo von 1936 bis 1938, in den letzten beiden Jahren vor seiner Verhaftung und Flucht Rabbiner war. Auch das mit der Unterschrift »Manfred Papo im vollen Ornat in Salzburg« titulierte Foto zeigt ihn vor einer Tür der St. Pöltener Synagoge. Louise Papo hatte wohl nach all den langen Jahren – sie gab das Interview im Oktober 2001, ein Jahr vor ihrem Tod – die Gebäude verwechselt. 75 Jahre nach der Zerstörung und 30 Jahre nach der Renovierung erhielten wir endlich einen Eindruck davon, wie harmonisch und würdig dieses Gotteshaus eingerichtet war. Mit *Wow!!! We are in awe and*



share this thrill with you! reagierte Marion Rabinowitz, die Enkelin des Kantors in den 1920er Jahren, Philipp Wolf Rabinowitz, auf die Übersendung des Fotos. Es wird eines der Herzstücke der Ausstellung sein, die am 13. November 2013 im Stadtmuseum St. Pölten eröffnet und bis 30. April 2014 zu sehen sein wird.

Der Kreis schließt sich

Nach dem Krieg gründete sich keine jüdische Gemeinde mehr. Nur wenige Juden und Jüdinnen überlebten die Lager oder kehrten aus der Emigration zurück, und das nahe Wien mit seiner intakten Infrastruktur bot sich für einige als bessere Heimatstadt an. Zum Gedenken an die St. Pöltener Opfer der Schoah und an die einstmals blühende Gemeinde gestalteten unsere Grafikerin Renate Stockreiter und ich eine virtuelle Gedenk-Website (www.juden-in-st-poelten.at). Die jüdische Tradition des »Memorbuches« aufgreifend, aus dem zu bestimmten Feiertagen die Namen der Verstorbenen verlesen werden, macht sie in einem vermutlich nie endgültig abgeschlossenen Prozess die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder zugänglich, nimmt Fotos, Dokumente, Interviews und Filme auf und kann auch für die Nachkommen als Plattform für Informationsaustausch genutzt werden.

In den letzten fünf Jahren bemühten wir uns außerdem, die Bedeutung der ehemaligen Synagoge als Gedenkstätte und Vermittlungsort jüdischer Geschichte und Kultur zu erhöhen. Der 100. Jahrestag ihrer Einweihung inspirierte mich zur Idee, den schmucklosen Vorhang vor dem leeren Toraschrein durch einen gleichsam symbolischen Toravorhang zu ersetzen. In jeder Synagoge hängt ein solcher »Parochet«: Er symbolisiert



Linke Seite, links: Teilnehmende Schülerinnen des Sparkling Science-Projekts »Sag mir, wo die Juden sind. Zum Beispiel: St. Pölten. Migration und Gegenwart, Vertreibung und Gedächtnis« © INJOEST

Präsentation des Kurzfilms »Sag mir wo die Juden sind. Erinnerung an St. Pöltens vergessene jüdische Gemeinde« im Cinema Paradiso im März 2013. Ganz rechts: Das Filmteam mit Bürgermeister Matthias Stadler. © Cinema Paradiso/Roman Reiter

NEUSTART FÜR
WIEN



RATHAUSKLUB



Mag. Manfred Juraczka
Stadtrat



Dr. Fritz Aichinger
Klubobmann

HERZLICHE GRATULATION
ZU DEN ERSTEN 25 JAHREN.
UND ALLES GUTE FÜR DIE ZUKUNFT.

DER KLUB DER ÖVP WIEN.

www.oevp-wien.at • Für Sie da: 01-51543-980

memorbuch Juden in St. Pölten



Seit Jahrhunderten verzeichnen Memorbücher, Bücher der Erinnerung, die Namen jüdischer Verstorbener und Ermordeter sowie zerstörter jüdischer Gemeinden. Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs würdigt in diesem virtuellen Memorbuch die im Nationalsozialismus vernichtete jüdische Gemeinde St. Pölten.

Eine Uhr ohne Zeiger hält die Zeit an, unterbricht sie, löscht sie aus: Sinnbild eingefrorener, verschütteter Erinnerung

den Vorhang vor dem Allerheiligsten des Tempels, erinnert an dessen Zerstörung durch die Römer im Jahr 70 chr. Z. und drückt die Hoffnung auf dessen endzeitliche Wiedererrichtung aus. Traditionell werden Toravorhänge zum Andenken an verstorbene Familienmitglieder gespendet, auf vielen modernen Parochiot sind die Namen von in der Shoah Ermordeten eingestickt. Diese Bedeutung als Gedenkobjekt soll der symbolische Toravorhang aufnehmen und an die vernichtete jüdische Gemeinde St. Pölten erinnern. Der Leiter der Abteilung »Kultur und Wissenschaft« des Landes Niederösterreich, Joachim Rössl, griff diese Anregung sofort auf und beauftragte den Bereich »Kunst im öffentlichen Raum«, noch dieses Jahr einen künstlerischen Wettbewerb auszuschreiben. Im Mai 2014 zu den Gedenktagen der Befreiung von der NS-Herrschaft, 30 Jahre nach der Vollendung der Synagogenrenovierung, wird der von einer Fachjury ausgewählte Vorhang feierlich vor dem Toraschrein angebracht werden. Ein Foto aus den Jahren 1936–1938 vom Parochet dieser religiös und sozial so aktiven Gemeinde und ein symbolischer Toravorhang als ihr Gedenkobjekt machen die Ergebnisse von historisch forschender und künstlerisch kreativer Auseinandersetzung mit der Geschichte der Synagoge sichtbar.

Die Gründungsgeschichte des INJOEST ist eng mit der tatkräftigen Unterstützung führender Politiker und Kulturbeamter des Landes Niederösterreich – LHM Siegfried Ludwig und HR Dr. Gottfried Stangler – und der Stadt St. Pölten – BM Willi Gruber und Prof. Dr. Karl Gutkas – verbunden. Mit unserer Etablierung in der ehe-

Ausschnitt aus der Homepage der Gedenkweb-site www.juden-in-st-poelten.at © INJOEST

maligen Synagoge gelang die einzigartige Verbindung zwischen einer Forschungseinrichtung zur jüdischen Geschichte und einem seiner Bestimmung beraubten jüdischen Gotteshaus. In der Ausstellung im Stadtmuseum im November findet die 25-jährige Zusammenarbeit mit der Stadt St. Pölten ihren bisherigen Höhepunkt. Seit Mitte des heurigen Jahres nimmt das Land NÖ mit großem Einsatz eine Strategie zur Förderung der Wissenschaftsentwicklung in Angriff, die nicht nur die gut dotierten Naturwissenschaften und die Technik, sondern auch die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften in den Fokus nimmt. Das INJOEST ist seit Beginn der Initiative in diesem Prozess aktiver Diskussionspartner. Somit schließen sich die Kreise der ersten 25 Jahresringe. Der nächste Abschnitt bringt möglicherweise strukturelle Neukonstellationen: den regionalen Zusammenschluss mit ähnlichen Forschungseinrichtungen in Niederösterreich bei gleichzeitiger intensivierter Vernetzung mit österreichischen Universitäten und internationalen Facheinrichtungen zur jüdischen Geschichte. An Grundlagenforschung ist noch enorme Arbeit zu leisten, Hunderte mittelalterliche Urkunden, rabbinische Rechtsgutachten und Archivalien aus späteren Epochen harren ihrer Hebung und Auswertung. Mit den Fragestellungen der modernen Geschichtsforschung lässt sich die Forschung zur jüdischen Geschichte Österreichs in transnationale, epochenübergreifende Zusammenhänge einschreiben: Kulturen und Identitäten europäischer Gesellschaften, ihr Transfer durch Migration und Flucht sowie Mechanismen der Integration und Ausgrenzung bleiben zeitlose Fragen, die jede Generation aufs Neue beschäftigen. □

Anmerkungen

- 1 Klaus Lohrmann, *Erinnerungen zur Vorgeschichte der Gründung des Instituts. Zwischen den Zeilen. 20 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Juden in Mitteleuropa, Ausgabe 2008, S. 18–20, hier S. 18.* Download: http://www.injoest.ac.at/upload/JME2008_17_38.pdf (8.4.2013).
- 2 Siehe <http://www.injoest.ac.at/publikationen/>.
- 3 Siehe Martha Keil, *Zeitreisen. 20 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Juden in Mitteleuropa, Ausgabe 2008, S. 6–16.* Download: http://www.injoest.ac.at/upload/JME2008_1_16.pdf (8.4.2013).
- 4 http://www.injoest.ac.at/projekte/abgeschlossen/st_poelten_migration_gegenwart_vertreibung_gedaechtnis/ (8.4.2013).
- 5 http://www.injoest.ac.at/projekte/laufend/Ende_Kindheit_Sparkling_Science-Projekt_Kindertransporte/ (8.4.2013).
- 6 <http://centropa.roromedia.at/de/biography/louise-eva-papo> (9.4.2013).

MITTEN IM LEBEN IMMER AN IHRER SEITE.



Gut, wenn man sich auf jemand verlassen kann.

Jemand, der weiß, wie das Leben so spielt. Jemand, der auf die Menschen eingehen kann und ihre Sichtweise versteht. Und jemand, der in privaten und kommerziellen Finanzangelegenheiten Vorschläge liefert, die Stabilität und Sicherheit geben.

Mitten im Leben. Mitten im Business.

www.bawagpsk.com



»Wir sind weder die Vergangenheit,

Philipp Mettauer

»Deine Kameradin, in inniger
Liebe«: Meine Großmutter Elli
in Zivil und in BDM-Uniform
© Philipp Mettauer



**Wo du stehst, grab tief hinein!
Drunten ist die Quelle!
Lass die dunklen Männer schrein:
»Stets ist drunten – Hölle!«**
Friedrich Wilhelm Nietzsche,
Die fröhliche Wissenschaft, 1882

Just in dem Moment, als ich am 24. Dezember letzten Jahres mit dem Flugzeug in Buenos Aires landete, um Kinder und Enkel von österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten in Argentinien zu interviewen,¹ ist meine Oma gestorben. Meine Großmutter, 1922 in Wien geboren, trat mit 16 Jahren dem BDM bei, von 1939–1941 absolvierte sie die Bildungsanstalt für

Kindergärtnerinnen in Linz, um mit 19 Jahren als Leiterin den NSV-Kindergarten in Seitenstetten zu übernehmen. In dieser überschaubaren Gemeinde in »Niederdonau« führte sie als ehrenamtliche Bearbeiterin auch die NSV Ortsgruppenkartei. Nach dem Begräbnis räumte die Familie ihre Wohnung, wobei sich ein weiteres Fach des »Familiengedächtnisschranks«² öffnete, und Briefe, Fotos sowie weitere Dokumente zum Vorschein kamen.

Bereits vor zehn Jahren, als ich von meinem Gedenkdienst an der »Fundación Memoria del Holocausto« und dem Oral History Interviewprojekt mit österreichisch-jüdischen Vertriebenen aus Buenos Aires zurückgekehrt war,³ begann ich meiner eigenen

noch die Zukunft.«

Generationen nach der Shoah

Mein Großvater, zivil und
in Uniform der Luftwaffe
© Philipp Mettauer



Familiengeschichte nachzugehen und in diversen Archiven zu recherchieren. Dabei fand ich heraus, dass mein Großvater NSDAP- und SS-Mitglied gewesen war.⁴ Das war insofern überraschend, da dieser zwar nie geleugnet hatte, der nationalsozialistischen Ideologie nachgehungen zu sein, seinen Kindern und Enkeln aber konsequent verschwiegen hatte, wie weit er in NS-Organisationen involviert gewesen war. In meiner Familie herrschte daher die Tradierung des Mythos der »sauberen Wehrmacht« und der für Österreich typische Rechtfertigungsdiskurs über die NS-Zeit vor. Mein Großvater, der starb, als ich vier Jahre alt war, hinterließ eine Kiste mit NS-Devotionalien, Abzeichen, Orden, Feldpostbriefen und Fotos, auf denen er stets

in Wehrmachts-, niemals aber in SS-Uniform zu sehen ist und die auch keinerlei Hinweise auf eine Parteimitgliedschaft enthält.

Erst das Aktenkonvolut des »Rasse- und Siedlungshauptamtes« der SS aus dem Bundesarchiv Berlin – bestehend aus Personal-Fragebögen, politischen Beurteilungen, handgeschriebenen Lebensläufen, »Sippenakten«, »Ahnentafeln«, »Erbgesundheitsbögen« –, das zur Ausfertigung der »Eheunbedenklichkeitsbescheinigung« im Juni 1943 angelegt wurde, machte mir die Dimension der NS-Verstrickung meiner Vorfahren vollends bewusst. Dabei wurde offensichtlich, dass die »Nazi-Kiste« meines Großvaters lediglich das »gesäuberte« Familiengedächtnis darstellte.

Philipp Mettauer, 3 Jahre alt, mit seinem Großvater, 1979 © Philipp Mettauer

Das Familiensystem, handschriftlich ausgefüllt in einem Vordruck der Rudolf Weidner Werkstätten für Buchbinderei: »Begonnen: 14. Juli 1946 – beendet« © Philipp Mettauer



»Grab' dort, wo du stehst!«

Dass ich hier in diesem Kontext über meinen persönlichen Zugang zum Thema schreibe, hat einen methodischen Grund, denn gerade im Forschungsfeld über die transgenerationalen Auswirkungen von Nationalsozialismus und Shoah wird hauptsächlich mit Oral History bzw. narrativen Interviews, autobiografischen Texten, Gesprächsprotokollen aus psychotherapeutischen Sitzungen und ähnlichen qualitativen Quellen gearbeitet. Interviews sind aber immer eine gemeinsame Erinnerungsproduktion in einer sozialen Interaktion und dienen keineswegs nur zur Gewinnung von faktisch historischem Wissen. Sie können durch ihre Tiefe und Intensität sowohl beim Interviewee als auch beim Interviewer unbewusste Themen heben, individuelle Nachdenkprozesse auslösen sowie zu emotionalen Verstrickungen führen.

Nur mit deren Offenlegung und der selbstkritischen Beobachtung seitens der Forschenden sind diese Methoden daher im gesamten Umfang aussagekräftig. Ohne gleichzeitige Selbstreflexion oder eigene Standortbestimmung besteht die große Wahrscheinlichkeit, dass Projektionen, Übertragungen und Gegenübertragungen wirksam werden, die wiederum allgemein gültige Forschungsergebnisse verzerren können.

Über die Tradierung von nationalsozialistischer Ideologie und Antisemitismus von einer Generation zur nächsten liegen bereits zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen vor. Der Psychoanalytiker Eugen Drewermann spricht – in diesem Zusammenhang passend – von einem schwer zu leugnenden, seelischen »Haftungszusammenhang« der Generationen: *Alle Konflikte, die im Leben der Eltern nicht gelöst werden konnten, wachsen sich im Leben der Kinder zu einer schwer abzutragenden Hypothek auf ihre Existenz aus, und die Laufzeit all der uneingelösten »Kredite« kann generationsübergreifend lang sein.*⁵

Die Beschäftigung mit der zweiten und dritten Generation der österreichisch-jüdischen Vertriebenen bedeutet daher für mich eine mehrfache Annäherung an meine eigene Geschichte. Ich habe über die Vergangenheit und Identitäten anderer geforscht und bin so meiner eigenen näher gekommen.

Bezüglich der psychologischen Folgewirkungen bzw. transgenerationalen Spätfolgen des Holocaust fehlt für die Nachkommen der vertriebenen Österreicherinnen und Österreicher nach wie vor jegliche umfassende Studie, was angesichts der regen internationalen Forschungsaktivitäten in Deutschland, den USA und Israel seit den 1990er Jahren verwundert.

Ich glaube, diese »Verspätung« hat etwas mit unserem Thema zu tun: Denn niemand gräbt gerne dort, wie Sven

Familien- Geschichte

Inhalt.

Ich	Seite 1
Mein Vater	2
Meine Mutter	3
Meine Großeltern väterlicherseits	4-5
Meine Großeltern mütterlicherseits	6-7
Meine Urgroßeltern väterlicherseits	8-11
Meine Urgroßeltern mütterlicherseits	12-15
Weitere Dorfahnen	16-17
Meine Geschwister	18-19
Meine Frau	20
Meine Kinder	21-22
Familiengeschichtliche Aufzeichnungen ..	ab Seite 23

Lindqvist⁶ programmatisch formuliert hat, wo eventuell Leichen im Keller zu vermuten sind, wo möglicherweise die Involvierung der eigenen Eltern- und Großelterngeneration in eine Diktatur mit diesen ungeheuren Folgen zum Vorschein käme,⁷ formuliert dazu treffend der deutsche Oral Historian Alexander von Plato.

Stand der Forschung

Die Mehrzahl der bisher durchgeführten Studien und erschienenen Publikationen bezieht sich explizit auf Nachkommen Überlebender von Ghettos und Konzentrationslagern, während für die Kinder und Enkelkinder von Emigrantinnen und Emigranten größtenteils wissenschaftliche Forschungen fehlen. Viele Untersuchungen vernachlässigen angesichts der Shoah die traumatisierende Wirkung von Flucht und Vertreibung, obgleich ihre differenzierte psychologische Bedeutung nicht geleugnet werden kann. Bereits vor den Deportationen war die Lebenssituation der jüdischen Bevölkerung von massiven Verschlechterungen und psychischen Belastungen geprägt. Die Auflösung der vertrauten Umgebung, die Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz, das plötzliche Verschwinden von Angehörigen, Freundinnen und Freunden übertrafen alltägliche Belastungen bei Weitem. Aus dem vertrauten

soziokulturellen Milieu herausgerissen, unter ständiger Trennungsangst leidend, lebten die Betroffenen in einer Atmosphäre von Spannung, Angst und Terror.

Vor allem der Begriff der posttraumatischen Belastungsstörung prägt die Forschungsliteratur über transgenerationale Spätfolgen. Eine bemerkenswerte Ausnahme stellt die sozial-psychiatrische Untersuchung der israelischen Forschendengruppe um Abraham Sagi-Schwartz dar, die zum Schluss kommt, dass keine Transmission der Traumata zwischen den Generationen stattgefunden hätte. Drei Generationen von Familien mit Verfolgungsvergangenheit wurden einer Vergleichsgruppe ohne dementsprechende Familiengeschichte gegenübergestellt, mit dem Resultat, dass die erste Generation von Holocaust-Überlebenden zwar eine signifikant höhere Rate an Leiden unter ungelösten Verlustängsten und Traumata aufzuweisen hat, bei den Töchtern aber keine signifikanten Unterschiede mehr feststellbar sind.⁸

Bei dieser Studie, die als Antwort auf Solomon, Kotler und Mikulincer gelten kann, die posttraumatische Belastungsstörungen bei Soldaten erforscht haben,⁹ wurden allerdings lediglich Großmütter, deren Töch-



Sorgen am Arbeitsplatz

Du, die wissen weiter!
Die Expertinnen und Experten der AKNÖ helfen Ihnen bei den großen und kleinen Problemen am Arbeitsplatz gerne weiter. Und kämpfen um jeden Cent, der Ihnen zusteht.

AKNÖ

noe.arbeiterkammer.at

Stills aus dem Film »Waltz with Bashir« von Ari Folman (2008)
© Ari Folman



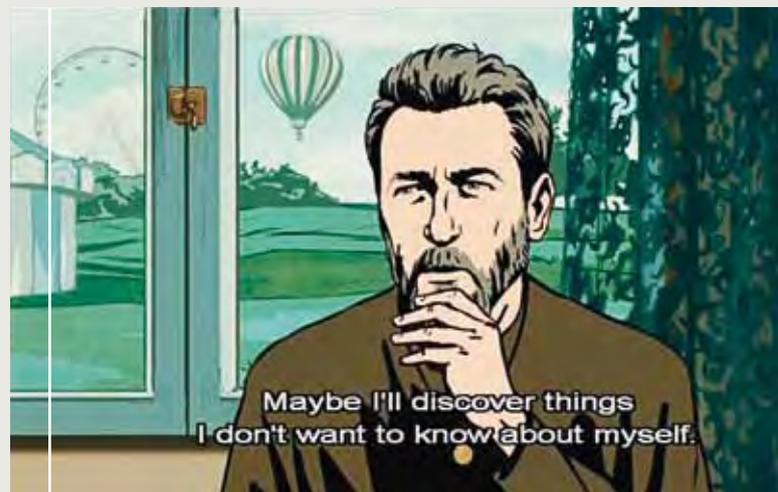
ter und Enkeltöchter in das Sample aufgenommen, während männliche Familienmitglieder in der Untersuchung keine Erwähnung finden. Das heißt, dass die Familienstruktur außer Acht gelassen worden ist und zum Beispiel der Einfluss der Väter bzw. innerfamiliäre Delegationen nicht berücksichtigt wurden. Hier würden weitere genderfokussierte Untersuchungen interessante Erkenntnisse liefern.

Die meisten Studien über die transgenerationale Weitergabe von Trauma arbeiten mit sozial-psychologischen oder psychoanalytischen Methoden. Diese für das Verständnis seelischer Dynamiken und innerfamiliärer Kommunikationsprozesse unabdingbaren Ansätze verlassen sich dabei exklusiv auf die Erzählungen der Interviewees. Dabei ändern sie aus Gründen des Personenschutzes Namen, Ortsangaben und persönliche Daten, wodurch sich historische Unstimmigkeiten und Ungenauigkeiten ergeben können. Zeitzeuginnen und -zeugen sind zwar zweifelsohne die Expertinnen und Experten ihrer Biografie, gestalten aber dennoch ihre Erzählungen so, dass das Erlebte, durch lange Jahrzehnte des Vergessens und Uminterpretierens modifiziert, in einen sinnvollen Kontext ihrer Lebensgeschichte integriert werden kann.

Nur durch die Verifizierung historischer Fakten und quellenkritisches Hinterfragen der in den Interviews wiedergegebenen Familiengeschichte über Generationengrenzen hinweg können unklare Strukturen, Tradierungen und Geheimnisse sichtbar gemacht werden. Erst dadurch sind die Forschenden davor gefeit, Familienmythen festzuschreiben und zu verfestigen und ihnen so eine lang anhaltende Legitimität zu verleihen.

Drei Generationen und das Familiengedächtnis

Der Soziologe Karl Mannheim hat 1928 die heute noch gültige Definition des Generationenbegriffs geprägt. Eine Generation wird demnach nicht durch einen Zeitraum, der die üblicherweise angenommenen 30 Jahre umfasst, charakterisiert, sondern durch prägende Ereignisse und Erlebnisse in Kindheit und Jugend, die Einfluss auf gesamte Geburtsjahrgänge ausüben. Zunächst handele es sich nicht um eine Gruppe im soziologischen Sinn, sondern um ein Miteinander von Individuen, die sich zwar untereinander verbunden fühlen,





jedoch keine konkrete Gemeinschaft bilden. Erst ein gemeinsamer kultureller Kontext, chronologische Gleichzeitigkeit sowie die Wahrnehmung des Geschehens aus einer vergleichbaren Lebenssituation heraus ermöglichen, dass Menschen verwandter Jahrgänge eine ähnliche Perspektive auf Ereignisse ausbilden.¹⁰

Das Familiengedächtnis, das durch Kommunikation und Interaktion der einzelnen Generationen entsteht, stellt ein dynamisches Konstrukt der Erinnerungsgemeinschaft verschiedener Familienmitglieder dar. Bei der Analyse der transgenerationalen Weitergabe ist daher sowohl auf die individuellen Erinnerungen der Einzelnen als auch auf den Prozess der Re-

konstruktion der Vergangenheit innerhalb des gesamten Familiensystems zu achten.

Dieses wird dabei nicht nur als historisch vertikales (Großeltern – Eltern – Kinder – Enkel) sondern auch als gegenwärtig horizontales System angesehen (Geschwister – Cousins und Cousinen), wobei davon ausgegangen wird, dass insbesondere das unbewusste, konfliktbesetzte, unerledigte Frühere im Heute weiter wirkt und die Muster des Erlebens und Verhaltens entscheidend mitbestimmt. Orientiert am familiendynamischen Dialogmodell wird dabei aber keineswegs davon ausgegangen, dass das »Erbe« und die Weitergabe nur eindimensional von der älteren zur jüngeren Generation erfolgen. Vielmehr



Stills aus dem Film »Waltz with Bashir« von Ari Folman (2008)
© Ari Folman



Aus dem Film »Waltz with Bashir« von Ari Folman (2008) © Ari Folman

werden in diesem Prozess der Auseinandersetzung und der intergenerationalen Kommunikation die jüngeren Generationen als Akteurinnen verstanden, die handelnd die Familiengeschichte verarbeiten. Differenzierte Sozialisationsprozesse und innere Dynamiken familiärer Systeme werden dabei ebenso berücksichtigt wie zeithistorische Veränderungen und unterschiedliche Kontexte der Tradierungsprozesse und Diskurse der jeweiligen Lebenswelten.

Durch soziale Interaktion und Kommunikation, vor allem durch die Weitergabe gruppenkonstitutiver Narrative, entsteht so ein kollektives Gedächtnisgeflecht. Im gemeinsamen Sprechen über Vergangenes vergegenwärtigen sich die teilnehmenden Familienmitglieder jene Aspekte ihrer Geschichte, die sie als Gruppe auszeichnen und die daher nicht in Vergessenheit geraten dürfen. Durch dieses kommunikative Erinnern werden auch diejenigen Personen zu Trägern des Gruppengedächtnisses, die das Erinnerte nicht selbst erlebt haben. Diese Interaktion zwischen Zeitzeuginnen und -zeugen mit ihren Nachkommen schafft die Grundlage für den Akt des »re-membering«, der Einzelne an das Kollektiv bindet und sie auf diese Weise erst zu Gruppenmitgliedern macht.

Elterliche Aufträge

Diejenigen, die Shoah und Vertreibung überlebt hatten, waren nach Kriegsende zumeist die letzte Generation ihrer Familie. Durch die Gründung neuer Familien begann die Zählung der Generationen von

neuem: Die Überlebenden wurden zur »ersten Generation«. Die Geburt ihrer Kinder war für diese Menschen ein zentrales Ereignis im Nachkriegsleben. Die Kinder schufen eine Basis zur Gestaltung einer lebensbejahenden Umgebung und waren Sinngeber für den Neuanfang. Die elterlichen Aufträge und Erwartungen an die Kinder waren umfassend. Sie sollten eine Brücke zum Leben und ein Symbol des Sieges über die Verfolger sein, die traumatischen Erlebnisse annullieren und die Ermordeten ersetzen.

Neben elterlicher Freude und Zuwendung konnten sich für die Kinder der Vertriebenen aber auch vielfältige Belastungen und Einschränkungen entwickeln, wobei es nahezu unmöglich erscheint, die psychischen Auswirkungen der Vertreibung auf einen Nenner zu bringen. Denn dermaßen unterschiedlich waren die Erfahrungen derjenigen, die in die Verfolgungsmaschinerie der Nationalsozialisten geraten waren: ob es sich um die überhastete Flucht handelte, um erniedrigende Beraubung, um die schikanöse Organisation der »Auswanderung« oder um die Haft in einem Konzentrationslager.

Eine der vorherrschenden Empfindungen, die sich beinahe in allen Familiengeschichten bemerkbar macht, ist das Gefühl des »niemals Ankommens«, der »ewigen Emigration«, der Entwurzelung.

Eva Hacker, 1925 in Traun bei Linz geboren, 1938 zur Emigration nach Argentinien gezwungen, in den 1960er Jahren über Italien und Israel nach Österreich zurückgekehrt, formuliert im Interview dieses Gefühl exemplarisch folgendermaßen:

Ich hab' meinen Sohn in der Richtung immer im Klaren gelassen, was wir hier sind. Er hat seine Papiere in Ordnung und könnte jederzeit nach Argentinien gehen, wenn man verfolgt würde, was mir sehr unwahrscheinlich vorkommt. Aber er hätte diese Möglichkeit, wenn hier irgendein Malheur passieren sollte, politisch. Und ich hab' schon lange, lange, ich hab' keine Wurzeln hier. Aber ich hab' Luftwurzeln, und die hab' ich jetzt hier eingepflanzt, aber bei Bedarf kann ich sie hier wieder herausziehen und woanders hingeben. Ohne unglücklich zu werden.

Ähnlich drückt es ihr Schwager Jorge Hacker, Regisseur und Übersetzer in Buenos Aires, der als Siebenjähriger aus der »Ostmark« vertrieben wurde, im lebensgeschichtlichen Interview aus. Er fühle sich mit seinem österreichischen Reisepass »rückversichert«, da er damit jederzeit ohne Visum aus Argentinien wieder ausreisen könne. Er hoffe zwar, keine »zweite Emigration« machen zu müssen, habe sich *mit dem Gedanken aber auch schon befreundet*, vor allem während der ar-

gentinischen Militärdiktatur von 1976 bis 1983. *Denn wenn wir Nachkommen der Opfer der Nazizeit etwas gemeinsam haben, dann ist es die fast heilige Pflicht, diesmal, beim nächsten Mal, rechtzeitig zu fliehen. Die Angst, den Zeitpunkt zu versäumen, ihn nicht zu erkennen, zu dem wir uns noch retten können, ist die größte und vielleicht sogar die einzige Angst, die wir haben. [...]* Die Flucht ist daher das wichtigste Thema meines Lebens, schreibt Peter Sichrovsky, 1947 als Sohn von remigrierten Eltern in Wien geboren und von 1996 bis 2004 Abgeordneter für die FPÖ im Europäischen Parlament, in seinen autobiografischen Betrachtungen. *Die Angst äußert sich in den verschiedensten Phantasien und Verhaltensweisen. Träumt die eine davon, möglichst viele Nationalitäten zu haben, sammelt der andere Koffer, verzichten viele darauf, in Deutschland und Österreich Eigentum zu erwerben, teilen andere ihre nicht-jüdischen Freunde danach ein, ob sie sich vorstellen könnten, von diesen versteckt zu werden oder nicht.*¹¹



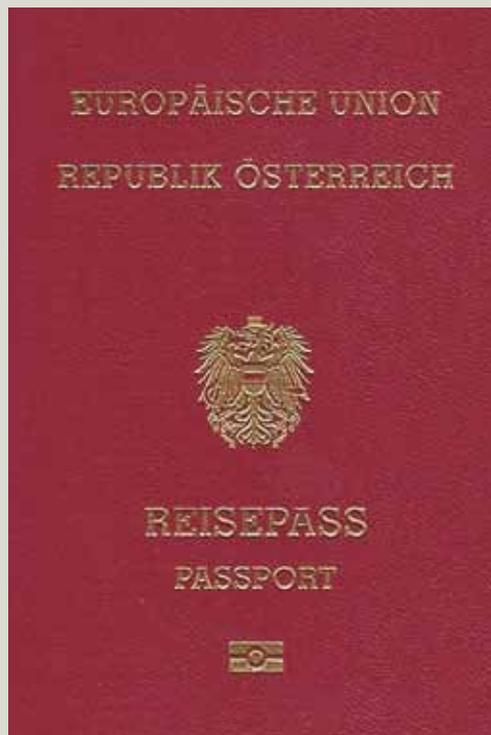
Verantwortung hat einen Namen



GÖD



»Träumt die eine davon, möglichst viele Nationalitäten zu haben, sammelt der andere Koffer [...]« Peter Sichrovsky. *Reisepässe der Familie Hacker*
© Julia Hacker



Nachwirkungen

Dass die Verfolgung überhaupt nachhaltige psychische Beeinträchtigungen mit Langzeitwirkung nach sich ziehen kann, war lange Zeit umstritten bzw. wurde kaum zur Kenntnis genommen, was wiederum mit dem »Entschädigungsprozedere« zusammenhing. Ernst Kretschmer beispielsweise, einer der führenden deutschen Psychiater vor, während und nach der NS-Zeit, war ab den 1950er Jahren als Gutachter in »Wiedergutmachungsverfahren« tätig. Zudem war er Mitbegründer der Lindauer Psychotherapiewochen, der größten Fort- und Weiterbildungsveranstaltung für Psychotherapie im deutschsprachigen Raum.

Einem an Depression leidenden Verfolgten des NS-Regimes attestierte Kretschmer, dass es keine verfolgungsbedingten Neurosen gäbe, da die *Ausgleichsfähigkeit des Organismus bei schweren psychischen Traumen* unbegrenzt sei. Das Gericht wies Kretschmers Stellungnahme zwar zurück, das Entschädigungsamt verschickte jedoch das Gutachten als Muster an alle relevanten Behörden und es fand so Eingang in juristische Kommentare.¹²

Erst in den 1960er Jahren setzte sich schließlich der durch den deutsch-amerikanischen Psychiater und Psychoanalytiker William Niederland geprägte Begriff des »Survivor syndrome« durch. Mit der Bezeichnung »Survivor guilt« beschreibt es das »Schuldgefühl«, selbst entkommen zu sein, während andere sterben mussten.

Im Zusammenhang mit nachfolgenden Generationen sprechen Psychoanalytikerinnen und -analytiker mittlerweile von einem »Child of Survivors complex«, der ein Spektrum von Störungen in den Bereichen Konfliktverarbeitung, Autonomiebestrebungen, Separation, Individuation, Selbst- und Identitätsbildung sowie einen problematischen Umgang mit Schuldgefühlen und Aggressionen beinhaltet. Für die Kinder der Geflohenen sind neben den psychischen Delegationen zudem die Fragen der sozialen, kulturellen und sprachlichen Integration in die Gesellschaft des Landes, in dem sie geboren wurden, von fundamentaler Bedeutung. Die in Wien geborene und von London remigrierte Schriftstellerin Hilde Spiel meinte in diesem Zusammenhang, dass die *Krankheit Exil vererbbar* erscheine.¹³

26. APRIL BIS 3. NOVEMBER 2013

ALTENEUE SPUREN WEGE

LANDESAUSSTELLUNG
OBERÖSTERREICH
& SÜDBÖHMEN

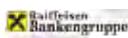


 **BAD LEONFELDEN //
FREISTADT //**
 **ČESKÝ KRUMLOV //
VYŠŠÍ BROD //**

Barockschuh 1730, Schuhmuseum Weißenfels

www.landesausstellung.com

Dieses Projekt wurde aus Mitteln der Europäischen Union, Europäischer Fonds für regionale Entwicklung gefördert.





Auch für die nach 1945 geborenen Generationen gibt es keinen Schlussstrich unter die Vergangenheit, die Familien- und Verfolgungsgeschichte, die Shoah, wirken sich nachhaltig aus, auch wenn das Wissen um historische Vorgänge bei den nachfolgenden Generationen abnimmt und das Geschichtsbild zunehmend diffuser wird. Die NS-Geschichte bleibt Teil ihrer Gegenwart. □

Anmerkungen

- 1 Für die Unterstützung dieses Projekts möchte ich dem Zukunftsfonds der Republik Österreich sowie den Wissenschaftsabteilungen der Stadt Wien und des Landes Niederösterreich danken.
- 2 Kristin Platt, *Der Ort des Ghettos im familiären Erinnern*. Unveröffentlichtes Manuskript 2013.
- 3 Philipp Mettauer, *Erzwungene Emigration nach Argentinien. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten*. Münster 2010.
- 4 Mein Großvater war Oberleutnant verschiedener Flak-Abteilungen der Luftwaffe, seit 1. Mai 1938 Mitglied der NSDAP, Nr. 6.273.519 und SS-Mann der Allgemeinen SS-Standarte 11/37 sowie Mitglied des NS-Lehrerbundes. Nach eigenen Angaben im Personal-Fragebogen

»Aber ich hab' Luftwurzeln, und die hab' ich jetzt hier eingepflanzt, aber bei Bedarf kann ich sie hier wieder herausziehen und woanders hingeben. Ohne unglücklich zu werden.« Eva Hacker, geb. 1925
© Tel Aviv/Yaffo, Philipp Mettauer



des »Rasse- und Siedlungshauptamtes« zudem »Propagandaleiter der NSDAP in Micheldorf, Ausbildungsleiter der SS-Standarte Micheldorf und des Kreisstabes Kirchdorf, Oberdonau«. Bundesarchiv Berlin, Abt. R., Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br., Deutsche Dienststelle (WASt) Berlin.

- 5 Eugen Drewermann, *Dornröschen. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. Düsseldorf-Zürich 2005, S. 13.
- 6 Sven Lindqvist, *Grabe dort, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*. Berlin 1989.
- 7 Alexander von Plato, *Einige Fragen zur »Erfahrung« im Übergang von Zeitgeschichte zur Geschichte, Manuskript des Vortrages vom 17. März 2007 im Rahmen der Tagung »Zeugenschaft des Holocaust: Interdisziplinäre Beiträge aus Polen, Israel und Deutschland«*.
- 8 Abraham Sagi-Schwartz et al., *Attachment and Traumatic Stress in Female Holocaust Child Survivors and Their Daughters*. In: *American Journal of Psychiatry*, 160/2003, S. 1086–1092.
- 9 Zahava Solomon, Mario Kotler, Mario Mikulincer, *Combat-related post-traumatic stress disorder among second-generation Holocaust survivors: preliminary findings*. In: *American Journal of Psychiatry* 145/7/1988, S. 865–868.
- 10 Ulrike Jureit in der Einleitung zu Karl Mannheim, *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie* 7/1928: <http://1000dok.digitale-sammlungen.de> (21.04.2013).
- 11 Peter Sichrovsky, *Wir wissen nicht, was morgen wird, wir wissen wohl, was gestern war. Junge Juden in Deutschland und Österreich*. Köln 1985, S. 177.
- 12 Philipp Mettauer, *Erinnern und Vergessen. Die Lindauer Psychotherapiewochen aus historischer Perspektive*. München 2010.
- 13 Vgl. Hilde Spiel, *Psychologie des Exils*. In: Helene Maimann, Heinz Lunzer (Hrsg.), *Österreich im Exil 1934–1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des Österreichischen Exils von 1934 bis 1945*. Wien 1977, S.XXII–XXXVII.

Weiterführende Literatur

- Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967.
Ders., *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin 1966.
Martin Bergmann, Milton Jucovy, Judith Kestenber (Hrsg.), *Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt/Main 1995.
Dan Bar-On (Hrsg.), *»Da ist etwas kaputt gegangen an den Wurzeln...« Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust*. Frankfurt/Main 1997.
Gabriele Rosenthal (Hrsg.), *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen 1999.
Helm Stierlin, *Der Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit*. In: Barbara Heimannsberg, Christoph J. Schmidt (Hrsg.), *Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie*. Heidelberg 1992, S. 197–214.



2013, Verlag SpringerWienNewYork,
340 Seiten, zahlreiche Abbildungen,
Texte in Deutsch und Englisch
EUR 49,95
ISBN 978-3-7091-1248-9

Herausgeber:
Amt der NÖ Landesregierung,
Abteilung Wissenschaft und Forschung

Redaktionsteam:
Joachim Rössl (Idee)
Eva-Maria Gruber
Matthias Kafka
Alexandre Tischer

Fotografie:
Rafaela Pröll

Gestaltung:
Bohatsch und Partner

Nationales versus Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust

Iris Wachsmuth



*Das Ensemble des Stücks
»Dritte Generation« von
Yael Ronen & the Com-
pany in der Inszenierung
der Schaubühne Berlin
© Foto: Heiko Schäfer*



Die »offiziellen« nationalen Gedenkkulturen zur NS-Vergangenheit und zum Holocaust mit ihren Museen, Gedenkstätten und Erinnerungs-Ritualen bekommen verstärkt Konkurrenz von familienbiographisch motivierten Büchern, Filmen, Theater- und Ausstellungsproduktionen der nachfolgenden Generationen, sowohl von Opfer- als auch von Täterseite. Gedenken, so lässt sich beobachten, globalisiert und individualisiert sich zunehmend durch die nachgeborenen Generationen.¹

Inwiefern gehen jedoch damit Ausdrucksformen und Tabubrüche einher, die staatliche Erinnerungskulturen konterkarieren?

Die Schuldverstrickten

Innerlich blieben viele Frauen und Männer auch nach 1945 ihrer nationalsozialistischen Überzeugung treu. Die nicht empfundene Reue oder auch Trauer der Täter und Täterinnen und die verschwiegenen Taten selbst sind der Ballast, den die nächsten Generationen zu tragen haben. Familiäre Tabus und Frageverbote können bei Nachgeborenen zur Suche nach ihrer eigenen Geschichte und sich selbst führen. Gemeint ist eine tiefe Auseinandersetzung, eine Konfrontation, die zu inneren Veränderungen führt, im Sinne eines Ausbrechens aus familiären Loyalitäten des Schweigens und

individualisiertes Gedenken?

als offener Prozess



Verdrängens. Allerdings bedarf es dazu eines gewissen Leidensdrucks bzw. auch unterschiedlicher Hilfestellung, sei es durch spezifische Workshops, Therapien bzw. politische Netzwerke, der individuellen und familiengeschichtlichen Verbindung zu Gewalt, Zerstörung und Genozid auf die Spur zu kommen.

Die Forschung ist seit längerem den komplexen Dynamiken der intrafamilialen Weitergaben dieser Erbschaften auf der Spur, die sich inzwischen bis in die dritte und vierte Generation der Nachgeborenen auf Täterseite erstreckt. Nicht nur die Generation der Täter/innen, sondern auch ihre Töchter und Söhne erleb(t)en die verschwiegene Gewalt, den verschwiege-

nen Massenmord, mit psychischen Folgen. Die Folgewirkungen unbearbeiteter Gefühlserbschaften haben komplexe Ursachen, vom großen emotionalen Vakuum bis hin zur elterlichen (meist väterlichen) körperlichen Gewalt, der Töchter und Söhne ausgeliefert waren. Darüber hinaus führten die Wissenslücken über die konkreten Ereignisse und Verwicklungen in den Nationalsozialismus und die unzureichende familiäre Kommunikation, die längst von späteren und gegenwärtigen Ereignissen und Lebensthemen überlagert wurden, zu den unterschiedlichsten Suchbewegungen und Ausbrüchen aus den erwünschten Loyalitätsanforderungen der Herkunftsfamilien. Die RAF, als extremste Form der



politischen 68er Generation – denn Extreme spiegeln bekanntlich nur den berühmten Eisberg gesellschaftlicher Phänomene – hat mit ihrem Hass und ihrer Zerstörungswut eine Radikalität des Bruchs mit der postfaschistischen Gesellschaft bzw. ihren Herkunftsfamilien vollzogen, der wiederum in den Formen der Gewalt endete, die zumindest einige der Bewegung mit ihren anfänglich pazifistischen Ideen bekämpfen und abschaffen wollten.

Ein weit größerer und einflussreicherer Teil der 68er Generation hat sich statt mit den schuldigen Vätern und Müttern mit den (jüdischen) Opfern identifiziert und/oder auseinandergesetzt. Diese weit verbreitete »opferidentifizierte Erinnerungskultur«, so Jureit und Schneider,² fragt zu wenig nach den Taten und den daraus resultierenden gesellschaftlich relevanten Fragen. Entgegen ritualisierten Formen moralisierender Gedenkkultur entwickelten sich in den letzten zwei Jahrzehnten jedoch neue Ausdrucksformen der Auseinandersetzung mit dem Tätererbe.

Der familienbiografische Zugang

Die Zuständigkeit der Erinnerungskultur wird nicht mehr nur einigen Historiker/innen und Sozialpsycholog/innen (der sogenannten zweiten Generation) und den Medien überlassen. Die Erkenntnis, dass sich die große Geschichte aus den Mikrokosmen unzähliger Familienbiographien zusammensetzt, lässt die sogenannten Kriegskinder und die zweite und dritte Generation selber zu Akteur/innen ihrer familiengeschichtlichen Auseinandersetzung werden. Es gibt mittlerweile nahezu einen Boom der Konfrontation mit den Gefühlserbschaften – und zwar oft auch im Dialog mit der ehemaligen Verfolgten- und Opferseite bzw. deren Nachkommen. Die Kriegskinder bzw. Nachgeborenen verarbeiten ihr familiäres Tätererbe beispielsweise in



Buchform oder filmdokumentarisch und speisen somit den öffentlichen Erinnerungsdiskurs. Es sind Frauen und Männer, die aus dem Schweigen und den Lügen ihrer Eltern ausbrechen und nach historischen Wahrheiten suchen. Exemplarisch ist Niklas Frank, geboren 1939, zu nennen: Seine Bücher »Der Vater« und »Meine deutsche Mutter« erschienen 1987 bzw. 2005. Über die 1942 geborene Beate Niemann gibt es den Dokumentarfilm »Der gute Vater« (2002; R: Yoash Tatari) und 2005 veröffentlichte sie ihr Buch »Mein guter Vater. Mein Leben mit seiner Vergangenheit. Eine Biografie meines Vaters als Täter«. Die Enkelgeneration begann mit größerer zeitlicher und emotionaler Distanz erst in den letzten Jahren mit der Aufarbeitung der Geschichte ihrer Vorfahren. 2005 erschien beispielsweise das Buch der 1967 geborenen Katrin Himmler, Großnichte des



Bild aus der Produktion des Acco Theatre Center »WishUponAStar«; Koproduktion Spielzeiteuropa – Berliner Festspiele und Acco Theater Center; Premiere Jänner 2005
© www.acco-tc.com

Reichsführers SS, »Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte«. Im gleichen Jahr entstand der Dokumentarfilm »Winterkinder« (2005; R: Jens Schanze, Jahrgang 1971). Darin nähert sich der Filmemacher seinem Großvater, der ein hoher NSDAP-Funktionär in Niederschlesien war, sowie der Fluchtgeschichte seiner Mutter. Die Porträts seiner vier älteren Schwestern zeigen, wie sehr deren biographische Handlungsmuster und ihr Lebensgefühl von familiengeschichtlich nicht verarbeiteten Erlebnissen aus der NS-Zeit und dem daraus resultierenden Schweigen bestimmt sind. Die Frauen benennen eine unlebendige schwere Familienatmosphäre, empfinden ihr gegenwärtiges Handeln oder ihre Berufswahl als Reaktion auf das familienhistorische Erbe. Gerade das Medium Film übermittelt ebenso Ungesagtes oder Unausdrückbares durch Mimik und Gestik der Gefilmten, wodurch ein innerer Dialog zwischen Zuschauer/innen und Akteur/innen entsteht. Diese Auseinandersetzungen werden unterschiedlich intensiv und radikal geführt, zuweilen sind ihnen auch apologetische Momente inhärent.

Generell sind die Familiengeschichten mehrheitlich diffus und nur mehr als Fragmente – entkontextualisiert oder überlagert von eigenen Opfererfahrungen (wie Flucht oder Vertreibung), widerständigen oder legitimierenden Erzählungen – in die mehrgenerationale Bedeutungskonstruktion im Familiengedächtnis eingegangen. Für die Täterfamilien bedeutet das Brechen mit dem Schweigen einen existenziellen Bruch mit vermeintlichen Gewissheiten der tradierten Familiengeschichte und damit einen Angriff auf die auf Lebens-

zeit angelegten Treue- und Vertrauensbeziehungen. Es ist immer ein langer Prozess von Täterkindern bzw. Täterenkeln, sich den Ambivalenzen zwischen positiv besetzten Eltern oder Großeltern und ihren tatsächlichen Funktionen im NS-Verbrechenskontext zu stellen und die emotionalen Widersprüche auszuhalten. Sich den persönlichen Verantwortlichkeiten zuzuwenden, würde bedeuten, sich aus vertrauten Loyalitäten zu lösen und die historisch-politische Bedeutsamkeit der eigenen Familiendynamik zu erkennen.

Was aber gibt den Anlass dazu, sich der Geschichte der Vorfahren zu stellen? Vom Unbehagen über die verschwiegenen und verdeckten Familiengeschichten bis zur offensiven Recherche der Nachkommen von Täter/innen vergehen meist Jahre bzw. Jahrzehnte. Die Wahrnehmung von tiefer Ambivalenz und möglicherweise die Angst vor einem destruktiven Sog motiviert die Nachkommen, sich von ihren realen und internalisierten Nazi-Eltern zu lösen. Durch Partnerschaften oder intensive Begegnungen mit Menschen der ehemals »Verfolgtenseite« finden beispielsweise einige den Mut, sich den Geheimnissen zu stellen. So spielt bei Malte Ludin seine tschechische Ehefrau Iva Švarcová, zugleich Produzentin des Films »2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß«, eine wichtige Rolle für die Auseinandersetzung mit seiner Familiengeschichte. *Wahrscheinlich war es kein Zufall, dass ich mich in eine Frau verliebt habe, die aus der Tschechoslowakei kam*, formuliert Ludin. Für Katrin Himmler war die Partnerschaft mit einem jüdischen Israeli und ihr gemeinsames Kind der entscheidende Anstoß, das Buch über ihre Familie zu schreiben.³

Konfrontation mit den jeweils Anderen

Durch den Dialog mit den ehemals verfolgten Gruppen in- und außerhalb Deutschlands wird die öffentliche Erinnerungskultur ebenso geprägt und mitbestimmt. Jü-

Szene aus dem Film
»Winterkinder« von
Jens Schanze, 2005
© Mascha Film



dische Israelis und US-Amerikaner/innen der »Second Generation« beschäftigen sich bereits seit den 1960er Jahren mit der traumatischen Erbschaft ihrer ermordeten Verwandten und ihrer Eltern, die den Holocaust überlebten.⁴ Nicht nur ist das Erbe von Schmerz, Vernichtung und Zerstörung ein anderes familienbiographisches Terrain als das von Täterfamilien, weil Schmerz und Shoah nicht geleugnet werden müssen. Das Schweigen, das auch in Opferfamilien vorkam, hatte hier die Funktion des Selbstschutzes und des Schutzes der Angehörigen vor posttraumatischen und abgründigen Erlebnissen von Verfolgung und Tod. Zudem existiert die jüdische religiöse und kulturgeschichtliche Tradition, Familiengeschichte von Generation zu Generation weiterzugeben (hebräisch *me-dor le-dor*), die durch die Shoah einen katastrophalen Bruch, aber ebenso eine besondere Bedeutung erfuhr.

Man stelle sich vor, es gebe ein deutsches Täter-Pendant zu dem sehr berührenden Dokumentarfilm »Habehira v'ha-goral« (Wahl und Schicksal; 1993; R: Tsipi Reibenbach), in dem die israelische Filmemacherin den Alltag ihrer die Shoah überlebenden Eltern zwischen 1988 bis 1993 mit der Kamera begleitete, um den Erinnerungen ihres stets erzählenden Vaters Yitzhak und ihrer schweigsamen Mutter Fruma näher zu kommen. Der Alltag dieser Eltern zeigt, wie stark dieser, auch nach über 40 Jahren, von den Traumata der NS-Zeit

geprägt ist. Beide haben entgegengesetzte Strategien des Weiterlebens zwischen Schweigen und Erinnern entwickelt. Am Ende des Films, d.h. auch am Ende der Dreharbeiten, bricht der Schmerz aus der Mutter heraus. Sie erzählt das erste Mal von ihrer Zeit des Überlebens. So werden die Abgründe dessen, was ihr angetan wurde – zumindest ein Hauch davon – für die Zuschauer/innen spürbar.

Was könnte nun ein filmisches Täter-Pendant sein? Eine Tochter filmt über Jahre den Alltag ihrer Eltern, eines NS-Täters (der, wenn er überhaupt angeklagt und verurteilt worden wäre, seine Haftzeit längst verbüßt hätte) und seiner Ehefrau, die ihn schon vor 1945 moralisch und mental unterstützte. Ein Film, der fehlt, aber gleichzeitig kaum vorstellbar ist, da in dieser Gesellschaft eine direkte konfrontative Form der Auseinandersetzung mit den Tätereltern kaum stattgefunden hat. Die Schichten des Schweigens, Umdeutens und Vergessens wären so immens, dass wohl nur Sprachlosigkeit, verzerrte Mimik und Körpersprache hätten gefilmt werden können, viel oberflächliches Alltagseinerlei, endlose nonverbale Abgründe. Wie lässt sich beispielsweise Scham über pflichttreue Unterwürfigkeit im Wechsel von Ohnmachts- und Allmachtsgefühlen abbilden?

1993 dokumentierte Catrine Clay eine Gruppe von Täter- und Opferkindern »Children of the Third Reich« (1993; R: Catrine Clay). Angeleitet durch den Psycholo-

gen Dan Bar-On und seine Methode des »To Reflect and Trust« traten sie über mehrere Tage in Israel sowohl in einen gemeinsamen Dialog als auch in einen inneren Dialog mit ihren Eltern. Der Film lässt die Dimensionen der gewaltvollen und traumatischen Vergangenheit erfahren, mit denen die Opfer- und Täterkinder auf unterschiedliche Weise belastet sind. Die besondere Dynamik des Aufeinandertreffens beider Gruppen wirkt dabei wie ein Katalysator für das Aufbrechen von Ängsten, Wut und Schmerz, Sprachlosigkeit und Geheimnissen. Die Sehnsucht nach Heilung ist ein wichtiges Motiv für beide Seiten, mehr innere Ruhe zu finden, Antworten auf nie geklärte Fragen zu erhalten. Der Film zeigt das Prozesshafte, die Vorstellung vom jeweils Anderen durch empathisches gegenseitiges Zuhören zu verändern. Bilder vom »Opferkind« und »Täterkind« bekommen konkrete lebendige Gestalt.

Einen anderen Zugang und ein anderes Verhältnis zum Thema hat Angelika Levi mit ihrem autobiographischen Film »Mein Leben Teil 2« (2003; R: Angelika Levi). Sie, 1961 als Tochter einer jüdischen Wissenschaftlerin und eines evangelischen Pfarrers geboren, begibt sich auf Spurensuche nach dem Leben ihrer Großmutter und Mutter. Levi verweigerte sich dem Täter-Opfer-Schema, um der Komplexität dieser Zusammenhänge näher zu kommen. *In der Generation, in der ich aufgewachsen bin, (kann man) nicht einfach von Tätern oder Opfern sprechen. Trotzdem wird natürlich das Jüdischsein mit der Opferposition gleichgestellt, und dieses Konzept wollte ich einfach nicht. [...] und ich wollte nicht in diese Vorzeige-Opferrolle geraten, die man von deutschen Nichtjuden oft aufgedrängt bekommt. Dieses Muster ist eigentlich eine Umkehrung, ein Trick, um von der eigenen deutschen Geschichte innerhalb der eigenen Familie wegzusehen, von Fragen wie: Was haben die Eltern, die Großeltern gemacht, waren sie Nazis, Mitläufer oder nicht?*⁵

Rebecca, eine deutsche Jüdin der dritten Generation, für die das Judentum große Bedeutung hat und deren Großmutter Überlebende ist, würde lieber in Israel leben, weil sie in Deutschland mit dem Stempel »jüdisch« nicht anonym genug leben kann. Dies sagt sie im Dokumentarfilm »Was bleibt« (2008; R: Gesa Knolle und Birthe Templin),⁶ in dem beide Regisseurinnen, in den 1970er Jahren geboren, die interne Auseinandersetzung zweier Familien sowohl auf Täter- als auch auf Opferseite in der weiblichen Generationenabfolge darstellen. Ein historischer Ort – das Konzentrationslager Ravensbrück – ist der negative Bezugspunkt: während die eine Großmutter dort Aufseherin war, wurde die andere von Auschwitz nach Ravensbrück deportiert.

Bei der österreichischen nichtjüdischen Enkelin Eva ist Widerstand spürbar, sich emotional auf die Großmutter einzulassen, obwohl sie diese im Gegensatz zu Rebecca nie kennengelernt hat. Gezeigt wird ihre Ambivalenz zwischen dem Wissen um die NS-Zeit bei gleichzeitigem Abwehren, wenn es familienbiographisch zu nah wird. *Ich weiß nicht, was ihr damals erzählt wurde*, entschuldigt sie ihre Großmutter nachträglich bezüglich ihrer Arbeit als Aufseherin in Ravensbrück und bedient sich dabei der »Figur der Naiven«. Diese ist eine weitverbreitete intergenerationale Entlastungsstrategie, um Mütter bzw. Großmütter nicht für ihr Handeln verantwortlich machen zu müssen.⁷ Beide Familien treten aber nicht in direkte Kommunikation, nur der Schnitt setzt die Aussagen so zusammen, dass eine Art fiktiver Dialog entsteht. Zudem ist es scheinbar einfacher, wie in »Children of the Third Reich« der Fall, wenn Deutsche oder Österreicher/innen israelischen oder US-amerikanischen Juden und Jüdinnen begegnen, denn der jeweils »andere« ist nicht zu nah, es gibt keine gemeinsame nationale Identität und meist keine gemeinsame Muttersprache.



wien.arbeiterkammer.at/bibliothek

AK BIBLIOTHEK WIEN FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

- ➔ 500.000 Bücher
- ➔ 900 Zeitungen und Zeitschriften
- ➔ Zwei Wochen Gratis-Entlehnung
- ➔ Online-Katalog
- ➔ Leseräume mit Terrasse
- ➔ Kostenloser Internetzugang
- ➔ Zugang zu eBooks

1040 Wien, Prinz Eugen-Straße 20-22
Öffnungszeiten: Mo-Fr 10–19³⁰ Uhr
 (Ausbezeiten von 12 – 18 Uhr)

Servicetelefon: (01) 501 65 -2352
 E-Mail: bibliothek@akwien.at

 AK Bibliothek auf Facebook

WISSEN IST MACHT



Performing History und Herstory

Seit den 1990er Jahren entstehen im Medium Theater oder mittels Ausstellungen neue Ausdrucks- und Bearbeitungsformen im Umgang mit dem zerstörerischen NS-Erbe. Der Trampelpfad des vermeintlich richtigen öffentlichen Erinnerens mit seinen Ritualen, leeren Gesten und seinem Betroffenheitskitsch wird von den nachfolgenden Generationen mehr und mehr zugunsten eines neuen Auslotens von Privatem und Politischem verlassen, wie das Acco-Theatre Center u. a. mit »Arbeit Macht Frei Mitoitland Europa« und »WishUponAStar«⁸, oder Jane Kormans Video über die Performance ihres Vaters in Auschwitz eindrücklich zeigte. Deren Tabubrüche fordern nationale und transnational ritualisierte Erinnerungskulturen des Holocaustgedenkens heraus, Hierbei geht es der Second Generation immer um Provokation, um ein schmerzvolles Ausbrechen aus gewohnten bzw. erwarteten Rollen und Zuschreibungen.

Weil die Thematisierung des Holocaust in extremer Weise von normativen Hintergrunderwartungen und wechselseitiger Angst aller geprägt ist, kann der Dialog Stereotype und Tabuisierungen reproduzieren, aufdecken oder verändern. Gerade die dritte und vierte Generation, sowohl auf Opfer- als auch auf

Täterseite, bricht aus dem Korsett eines vorgegebenen Erinnerungsdiskurses aus. Die Theaterproduktion »Dritte Generation« von Yael Ronen & the Company (2009) arbeitet mit deutschen, palästinensischen, jüdisch- und arabisch-israelischen Schauspieler/innen. *Neben den gegenwärtigen Konflikten konzentriert sich die Auseinandersetzung auf die Jahre, in denen die Ursprünge für unser heutiges Selbstverständnis liegen. Begriffe wie Erinnerung, Schuld, Täter und Opfer und ihre Bedeutung für uns heute werden hinterfragt. Dabei geht es um keine Konkurrenz der Gründungsmythen der drei Nationen, sondern um eine Annäherung an die Grundlagen, auf denen unsere persönliche Identität im jeweiligen nationalen Kontext basiert.*⁹

Einen weiteren Beitrag zum Prozess des »aktiven öffentlichen Erinnerens« 2010 steuerte die Ausstellung »MEMO_RAISING« in Berlin bei. Hier stand die *Frage nach der Relevanz des Holocaust in den Arbeiten von acht ost- und westeuropäischen und einer israelischen Künstlerin der dritten Generation* im Mittelpunkt: Geschichte als Rekonstruktion und Fiktion, Auseinandersetzung und aktiver Erfahrungsaustausch über Mechanismen der Erinnerung, Identitätsstrukturen und persönlichen Positionierungen zwischen Ausgrenzung und Toleranz. In seinem Video sagt Gregory Desarzens (FR), dessen Großeltern Überlebende sind, er habe über den Holo-

Katrin Himmler, *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte*. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/Main 2005

Beate Niemann, *Mein guter Vater. Leben mit seiner Vergangenheit. Biografie meines Vaters als Täter*. Metropolverlag, Berlin 2008

caust viele Bücher gelesen, Ausstellungen und jüdische Museen besucht und am Ende nicht mehr darüber sprechen können. Er interviewt Kinder aus Berlin und filmt tanzende Frauenkörper, die Schmerz, Leiden, Angst, Wut und andere Gefühle ausdrücken.¹⁰

»Intimate Relation. OneHeart Productions« (New York) und »LowSkin Productions« Berlin wollen mit ihrem Theaterprojekt *einen Beitrag zu einem Generationen übergreifenden Dialog leisten und damit Heilung und Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen unterstützen*. Die Stücke, u. a. »Lunas Armband«¹¹ (R.: Andreas Robertz, Mario Golden) sollten *mit Hilfe verschiedener Schauspieltechniken totgeschwiegene Erinnerungen an den Holocaust wieder ans Licht bringen*. Es ging darum, *der Frage nachzugehen, inwieweit die Geschichte des Dritten Reiches das Leben von deutschen und jüdischen Frauen heutzutage beeinflusst bis in ihre intimen Beziehungen hinein*. Frauen deshalb, *so die eigene Begründung, weil sie eine wichtige und einmalige Stimme haben und Theater ein kraftvolles Mittel ist*.¹² Diese Aussage wirft die Frage auf, ob hier nicht alte Geschlechterklischees bemüht werden: Denn warum sollten Männer keine wichtige und einmalige Stimme haben? Dennoch zeigt auch diese überzeugende Produktion, dass sich die nachfolgenden Generationen ihre eigenen – und unmittelbar an der eigenen Familiengeschichte und Lebensrealität orientierenden – Formen der Ver- und Bearbeitung der NS-Vergangenheit schaffen. *Der Prozess des Durcharbeitens erfordert eine persönliche Konfrontation mit der Vergangenheit und ist nur möglich, wenn unterschiedliche Gefühle ausgelöst und auch ausgedrückt werden können*, so Bar-On – und genau das vermittelte auch dieses Stück.¹³ Gerade das Ausagieren von Emotionen und Reflexionen auf der Bühne und im direkten Dialog mit dem Publikum ist eine relativ neue Qualität in der Auseinandersetzung zwischen den unterschiedlichsten religiösen oder nationalen Gruppierungen und Generationen.

Ein Teil der Nachkommen erarbeitet sich ein differenziertes Selbst- bzw. Weltbild und wird empathiefähig für die jeweils andere Seite, denn die ist immer auch ein verborgener Teil des eigenen Leidens. Die eigene Geschichte wird dabei konstruiert bzw. dekonstruiert und neu in den politischen, globalen und intergene-

rationalen Zusammenhang gestellt. Entscheidend ist, dass sowohl die Mechanismen, die damals gewirkt haben, um ein Terror-Regime zu errichten, als auch die der Prozesse der Beschleunigung von Zerstörung und Radikalisierung heute noch virulent sind: Inwieweit bringe ich – gegen den Strom – Zivilcourage auf, um Menschenrechte zu schützen bzw. Unrecht zu verhindern? Wie schnell werden innerlich gefühlte moralische Skrupel unterdrückt, wenn sie mit Vorschriften von unmittelbaren Autoritäten kollidieren?

Der familienbiographische Zugang in Interaktion mit anderen Individuen ermöglicht die Chance einer Konfrontation der Einzelnen in ihrer Selbstverortung und Positionierung mit dem jeweils Eigenen und Anderen – mit den unterschiedlichen kulturellen, nationalen, religiösen oder milieuspezifischen Herkunftskontexten als konstruktive Herausforderung für eine empathiefähige und solidarische Gesellschaft.

Die vielen neuen Arbeiten zeigen, wie ungeheuer tief und nachhaltig die Zerstörung von Menschen und Kulturen in West- und Osteuropa war, sie verdeutlichen die gegenwärtigen Suchbewegungen, die noch weit in die Zukunft hineinreichen werden. Das Bedürfnis ist groß,

Genug ist Klartext!

**GENUG IST GENUG
ZU VIELE
STEUERN
GEFÄHRDEN JOBS**

**UND DAMIT
UNS ALLE!**

Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut.
wko.at/klartext

WKO
WIRTSCHAFTSKAMMER ÖSTERREICH

dem unfassbar Abgründigen der Vergangenheit etwas Zukunftsweisendes entgegenzusetzen. Allen Projekten, ob Buch, Film, Theater oder Ausstellung, ist gemeinsam, dass sie auf eine sehr persönliche und familienbiographische Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart und damit das Private mit dem öffentlichen Raum verbinden. *Um zu wissen, wer wir sind und wo wir hinwollen, müssen wir erst klar sehen, wo wir herkommen.*¹⁴ Dieser Gedanke hat an Brisanz nichts verloren. □

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag ist eine gekürzte Fassung der folgenden Publikation: Iris Wachsmuth, *Erstarrtes Gedenken versus Performing History. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust als offener Prozess*. In: Claudia Bruns, Asal Dardan, Anette Dietrich (Hrsg.), »Welchen der Steine du hebst«. *Filmische Erinnerung an den Holocaust*. Berlin 2012, S. 77–87.
- 2 Ulrike Jureit, Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart 2010.
- 3 Katrin Himmler, *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte*. Frankfurt/Main 2005.
- 4 Vgl. dazu Yolanda Gampel, *Kinder der Shoah. Die transgenerationale Weitergabe seelischer Zerstörung*. Gießen 2009.
- 5 Aus einem Interview von Stefanie Schulte Strathaus mit der Regisseurin, siehe <http://home.snafu.de/fsk-kino/archiv/Mein%20Leben%20Teil%202.htm> (25.4.2013).
- 6 Informationen zum Film: www.wasbleibt-film.de/de/film.html (25.4.2013). Die Interviews mit den Frauen beider Familien wurden so montiert, dass ein Dialog zwischen ihnen entsteht.
- 7 Dass die Kategorie Geschlecht für das Familiengedächtnis eine Bedeutung hat, zeigen neuere Studien, u.a. Iris Wachsmuth, *Tradierungsweisen und Geschlechterbildern. Der Umgang mit familiengeschichtlichen Verstrickungen in den Nationalsozialismus*. In: Elke Frietsch, Christina Herkommer (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945*. Bielefeld 2009, S. 433–441.
- 8 Zu dieser Theatergruppe und dem mehr als fünfständigen Stück »Arbeit macht frei ...« gibt es den Dokumentarfilm »Balagan« (1994; R: Andres Veiel). Zu »WishUponAStar« siehe auch Julia B. Köhne, *Unifications, Reconfigurations, and Gender in Smadar Yaaron's Performance Wishupanastar. A Fatal Love Story*. In: Vera Apfelthaler, Julia B. Köhne (Hrsg.), *Gendered Memories. Transgressions in German and Israeli Film and Theater*, Wien 2007, S. 230–261.
- 9 Siehe http://www.schaubuehne.de/de_DE/program/detail/7532276 (25.4.2013).
- 10 Siehe <http://www.memoraising.com/> (25.4.2013).
- 11 2007 begann ein Ensemble nicht-jüdischer deutscher Schauspielerinnen der dritten Generation, Nachkommen von Tätern, mit einem Theaterstück (Autorin Beate Haeckl), zwei Jahre später gründeten Golden und Robertz in New York das Schwesternprojekt mit amerikanisch-jüdischen Schauspielerinnen der dritten Generation. Vgl. <http://www.jg-berlin.org/kalender/details/intimate-relations-project-lunas-armband-searching-for-a-new-sun-i2275d-2010-08-13-11-00.html> (25.4.2013). Zitate aus dem Theaterheft von »Intimate Relations«.
- 12 Siehe Charlotte Misselwitz, Cornelia Siebeck (Hrsg.), *Dissonant Memories – Fragmented Present. Exchanging Young Discourses between Israel and Germany*. Bielefeld 2009.
- 13 Dan Bar-On, *Begegnung mit dem Holocaust: Israelische und deutsche Studenten im Prozess des Durcharbeitens*. In: Gertrud Hardtmann (Hrsg.), *Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder*. Gerlingen 1992, S.167–196, hier S. 195.
- 14 Ost- und westdeutsche Studierende, deren Stimme Horst-Eberhard Richter wiedergibt: Ders., *Erinnerungsarbeit und Zukunftserwartung der Deutschen*. In: Hardtmann, *Spuren der Verfolgung*, S. 222–234, hier S. 234.



Vorarlberg ist ein weltoffenes, kunstsinniges Land im äußersten Westen Österreichs. Alpenidylle und pulsierendes Kulturzentrum zugleich. Anregend und bewegungsfreudig.

Hier faszinieren die Landschaften mit großem Variantenreichtum – sanft zeigt sich das Land an den Ufern des Bodensees, eindrucksvoll alpin in der Bergwelt von Arlberg, Silvretta und Rätikon. Ein reizvolles Wechselspiel von weiten Tälern, imposanten Bergen, lebendigen Kleinstädten und malerischen Bergdörfern, noch dazu auf so angenehm überschaubarem Raum.

Vorarlberg lädt seine Besucher ein, Neues zu entdecken, Neues auszuprobieren und ganz besondere Momente zu erleben: Bei den zahlreichen hochkarätigen Kulturveranstaltungen, wie den Bregenzer Festspielen oder der Schubertiade, bei der Auseinandersetzung mit der überraschend modernen (Holz-) Architektur, beim Genießen der kreativ-regionalen Küche in den vielen ausgezeichneten Restaurants und Wirtshäusern oder bei inspirierenden Ausflügen in der Natur. Denn in Vorarlberg führen die Wanderwege nicht einfach nur auf Berge hinauf. Viele Wege erzählen Wissenswertes über die Geschichte, die Natur und die Lebenskunst.

Vorarlberg Tourismus: Poststraße 11, 6850 Dornbirn
Tel. + 43 (0)5572 / 377033-0, F 377033-5
info@vorarlberg.travel, www.vorarlberg.travel

Vorarlberg entdecken

Jüdisches Museum Hohenems

Dauerausstellung

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Jüdische Museum Hohenems den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dauerausstellung und Sonderschauen thematisieren Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung.

Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides, Video-terminals und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

Sonderausstellung

Familienaufstellung. Israelische Porträts

Fotografien und Interviews: Reli und Avner Avrahami
23. April bis 6. Oktober 2013

Zehn Jahre lang durchquerten Reli und Avner Avrahami das Land Israel, fotografierten zufällig ausgewählte Familien und befragten sie nach ihrem alltäglichen Leben. Sie fotografiert, er schreibt. Sie navigiert, er fährt. Sie sind Mann und Frau. Von hunderten Familien, deren Geschichten in den Wochenendmagazinen der Zeitungen Haaretz und Maariv erschienen sind, wurden 80 für diese Ausstellung ausgewählt. Jede Familie steht für sich alleine, zusammen aber bilden sie eine Art Gruppenbild Israels zu Beginn des 21. Jahrhunderts.



Öffnungszeiten Museum und Café:

Di–So und an Feiertagen 10–17 Uhr
Jüdisches Museum Hohenems
Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems
Telefon +43 05576 73989-0
mail: office@jm-hohenems.at
Web: www.jm-hohenems.at

Familie Reuel-Moyal
© Foto: Reli Avrahami

Generation 3.0

Marianne Windsperger



»Postmemory« describes the relationship that the »generation after« bears to personal, collective, and cultural trauma of those who came before – to experiences they »remember« only by means of the stories, images and behaviors among which they grew up. But these experiences were transmitted to them so deeply and affectively as to seem to constitute memories in their own right.¹

Mit dem Begriff Postmemory bezeichnet die amerikanische Erinnerungsforscherin Marianne Hirsch die Beziehungen Nachgeborener zu traumatischen Ereignissen, die deren Geburt vorausgingen. Diese Beziehungen, die keine Erinnerungen im eigentlichen Sinn darstellen, sind von Brüchen und Lücken gekennzeichnet, die aber eben durch ihre Fragmentierung und Unvollständigkeit von besonderer Wichtigkeit im Leben der späteren Generationen sind. Traumatische Erfahrungen können durch Prozesse der Symbolisierung als indirekte Erinnerungen durch Bilder, Texte und Fotos über die Grenzen von Familien hinaus weitergegeben werden. Besonders einleuchtend beschreibt sie ihr Konzept der transgenerationalen Weitergabe von Erinnerungen durch den Vergleich von Praktiken des *Postmemory* mit dem Kleben von Post-its: die gelben

Notizzettelchen, die über lückenhafte Erinnerungstexte verteilt werden, weisen auf Lesarten der zweiten Generation hin, sie halten nachträgliche Gedanken fest, können aber gleichzeitig leicht von ihrem ursprünglichen Kontext gelöst werden und fordern dann eine aktive Erinnerungsarbeit. Diese Ansammlung von Post-its formt jene Collage aus Wertvorstellungen, Meinungen, Mythen und Träumen,² die die familiäre Kommunikation und das kollektive Gedächtnis in Bezug auf ein Ereignis prägen.

Wie können diese Post-its, die aus dem ursprünglichen Erinnerungskontext herausgefallen sind, wieder kontextualisiert werden? Dieser Frage stellen sich die Nachfahren der durch die Nationalsozialisten Verfolgten, aber zunehmend auch die Enkel/innen der Täter/innen und Mitläufer/innen. Heute sind jene, die den Krieg als Kinder überlebten und eine aktive Erinnerung an diese Zeit haben, 80 bis 90 Jahre alt, ihre Enkelkinder befinden sich an den Schnittpunkten unterschiedlicher Gedächtnisformationen: Sie haben oft noch eine lebendige Verbindung zu den Großeltern, die aber durch Alter, Krankheit und den fortschreitenden Verlust der kognitiven Fähigkeiten nach und nach abzureißen droht. Als Kinder der zweiten Generation

Dritte Generation im Netz der Erinnerung



Sita will über die Position ihres Großvaters im Zweiten Weltkrieg Bescheid wissen. © <http://www.dielebenden.at/presse>

Sita sucht in polnischen Archiven nach dem Namen ihres Großvaters, der Aufseher im Konzentrationslager Auschwitz war. © <http://www.dielebenden.at/presse>

nach der Shoah ist die dritte Generation mit Familienmythen sowie mit Lücken und Schweigen in der Familiengeschichte aufgewachsen. Während die zweite Generation in der emotionalen Geographie der Eltern groß geworden ist und ihr Wissen über die eigenen Eltern nicht hinterfragen will, nimmt die Generation der Enkel in ihrer Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte die Brüche, Lücken und Tabus in den Blick und setzt sich kritisch mit weitergegebenen Narrativen auseinander. Sie haben die Möglichkeit, auf unterschiedliche Erinnerungsformationen zuzugreifen und somit Erzählungen in der Familie oder im kollektiven Gedächtnis sowie Prozesse der Symbolisierung zu hinterfragen. In dem folgenden Artikel werden Filme, Texte und Theaterstücke der dritten Generation vergleichend betrachtet, um narrative Strategien und ästhetische Repräsentationstechniken dieser Erinnerungsgruppe genauer zu analysieren. Nationalsozialistische Verfolgung, Deportationen und die Zerstörung von Lebenswelten führten dazu, dass die Nachfahren der Verfolgten heute in alle Teile der Welt verstreut sind. Räumlich führen uns die Erzählungen der dritten Generation daher nach New York, Tel Aviv, Wien, Buenos Aires, Berlin, Polen, Rumänien und in die Ukraine.

An den Schnittpunkten der Gedächtnisse

Laut Jan Assmann endet das kommunikative Gedächtnis in Bezug auf ein Ereignis nach 80 bis 100 Jahren oder eben nach drei Generationen. Mediale Repräsentationen – Filme und Literatur – sowie musealisierte und institutionalisierte Formen der Gedenkkultur nehmen danach eine wichtige Rolle in der Vermittlung von historischen Ereignissen ein.³ Gerade die Shoah und der Zweite Weltkrieg sind durch unzählige Bilder stark im kulturellen Gedächtnis verankert.

Filme wie »Schindlers Liste« (Steven Spielberg, 1993), »Das Leben ist schön« (Roberto Benigni, 1997) sowie durch Schule, Literatur und Holocaust-Education-Programme vermittelte Inhalte über den Zweiten Weltkrieg und die Shoah machen die dritte Generation als eine Gruppe der gemeinsamen medialen Erfahrungswelt mit einem ähnlichen Bilderrepertoire des kulturellen Gedächtnisses fassbar.

Eine genaue Positionierung der dritten Generation nach der Shoah innerhalb des Familienverbandes ist schwierig: Die erste Generation wird über die Teilnahme an einem einzigen historischen Ereignis definiert, sie können den Krieg als Kinder, Jugendliche oder schon

Aus dem Stück »Hakoah Wien«
von Yael Ronen. Sebastian
Klein und Michael Ronen im
Schauspielhaus Graz, Spielzeit
2012/13 © Lupi Spuma



Erwachsene erlebt haben.⁴ Lenkt man die Aufmerksamkeit auf Prozesse der Weitergabe innerhalb der Familie, so wird klar, dass keine Familie wie die andere ist. Zwischen den Polen Schweigen oder Sprechen gibt es unzählige Zwischenstufen, die in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Großeltern eine Rolle spielen. Begriffe wie »der Überlebende«, die mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen sind, müssen für jede Familie neu definiert werden und lenken den Blick der heute Fragenden und Forschenden auch auf das Davor, auf die Lebenszusammenhänge, die durch den Krieg auseinandergebrochen sind.

Der in New York lebende Autor Daniel Mendelsohn beschreibt in seinem Buch »The Lost. A Search for Six of Six Million« (2006) eine Spurensuche in der Herkunftsregion seines Großvaters in der heutigen Ukraine. Er formuliert ganz klar das Bedürfnis, jene Geschichten von sechs ermordeten Familienmitgliedern zu rekonstruieren, die sowohl aus dem Familiengedächtnis gelöscht wurden wie auch im institutionalisierten Gedächtnis der Shoah keinen Platz fanden. Es geht ihm darum, individuelle Geschichten, die allzu oft hinter Bildern des kollektiven Gedächtnisses verschwinden, als Lebensgeschichten zu erzählen. Über die narrative Integration der rekonstruierten Lebenswege in das Familiengedächtnis gelingt es Daniel Mendelsohn nicht nur, seinen Großvater besser zu verstehen, sondern auch sich aktuellen Konflikten in der Familie zu stellen. Er artikuliert zugleich das Bedürfnis, hinter die heute Symbol gewordenen Bilder von Schuhbergen und Koffern in den KZ-Gedenkstätten und Museen zu blicken.

Auch die Protagonistin Fela, die in dem Roman »Sag es mir« (2010) der Autorin Vanessa F. Fogel mit ihrem Großvater nach Polen reist, muss an den Zoo denken, als sie den Vitrinen mit den Habseligkeiten der im KZ Auschwitz Ermordeten gegenüber steht. Besonders deutlich wird dieses Bedürfnis, die Geschichten hinter den Bildern zu erfahren, als Fela davon berichtet, dass sie sich immer wieder dabei ertappt, dass sie in Fernsehdokumentationen über die Shoah die Gesichter ihrer Großeltern sucht.

Die Positionierung an den Übergängen zwischen individuellem Erinnern, weitergegebenen Narrativen und kollektiven Erinnerungsbildern lässt die Enkelgeneration neue Formen der Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte suchen. Die Bewegungsform, die eingeschlagen wird, ist die einer Spurensuche, denn die Familiennarrative sind von Lücken und Geheimnissen geprägt, individuelle Traumata werden von Bildern des kollektiven Gedächtnisses überlagert und sperren sich einer kohärenten narrativen Wiedergabe. Weitergegebene Erinnerungen und Materialien aus dem Familienarchiv können – eingebettet in einen neuen Bedeutungszusammenhang – oft nur in Verbindung mit dem Jetzt und Heute verstanden werden.

Connected: **youtube, facebook, Online-Archive**

Neue Formen der Online-Archivierung, soziale Netzwerke und Plattformen, die Filme, Interviews und Archivaufnahmen weltweit jederzeit zugänglich machen,

schaffen für eine mit dem Internet aufgewachsene Generation intergenerationale Bezugspunkte und erleichtern die Kontaktaufnahme mit Personen, die wichtige Puzzleteile in der Rekonstruktion der Familiengeschichte liefern können. Junge Generationen können nicht nur auf die Online-Archive der KZ-Gedenkstätten und großer Forschungsinstitute, die sich der Dokumentation des Überlebens in den Konzentrationslagern, der nationalsozialistischen Verbrechen sowie des Widerstands gewidmet haben, zugreifen, sondern sich auch gleichzeitig über Plattformen und soziale Netzwerke mit anderen Menschen austauschen. Mit dem Tod von Zeitzeug/inn/en öffnen sich für Enkelkinder die oft lange unter Verschluss gehaltenen Familienarchive. Die neu gefundenen Fotos, Briefe und Dokumente können dann durch heute zugängliche Archive überprüft, verstanden, neu kontextualisiert und in ihrer Bedeutung erfasst werden. So kann das gefundene Material eine korrigierende Funktion im Hinblick auf selbstverständlich angenommene Übereinkünfte im kollektiven Gedächtnis haben.⁵ Innerhalb der Familie schließen sich durch die neu entdeckten Erinnerungsdokumente Lücken im Fa-

miliengedächtnis. Geschichten und Episoden, die verschwiegen oder durch institutionalisierte, nicht in Frage zu stellende Mythen ersetzt wurden, können von der Enkelgeneration neu entdeckt werden.

Ich habe Sie auf Facebook gefunden und geaddet, aber Sie haben mich ignoriert. Aber ich habe auf ihrem Profil gesehen, dass Sie heute hier sind... Ich habe zu schnell angefangen... (nimmt ein Foto) Kann es sein, dass der Mann auf dem Foto Ihr Großvater ist? Wolf Fröhlich? (Michael starrt verwirrt auf das Bild).⁶ Mit diesen Worten stellt sich die Österreicherin Michaela in dem Theaterstück »Hakoah Wien« (2012) dem zu Propagandazwecken nach Wien gereisten israelischen Vizeleutnant Michael Fröhlich vor. Sie hat im Nachlass ihrer kürzlich verstorbenen Großmutter ein Foto und Liebesbriefe gefunden, die auf eine Verbindung mit dem Großvater Michaels hinweisen, und hofft nun, mehr über diese Geschichte zu erfahren. Michaels Großvater war Fußballspieler beim jüdischen Sportverein Hakoah und verließ 1936 das Land Richtung Palästina. Die Verbindung zwischen Michael und Michaela ist zentrales Thema des Theaterstücks der israelischen Autorin Yael Ronen: Über die

EIN NOTFALL IM AUSLAND?

Das Außenministerium ist weltweit für Sie da.

Im Ausland sicher unterwegs – dafür sorgt das Außenministerium mit seinen Serviceleistungen und Reiseinformationen. Informieren Sie sich über Reise- und Sicherheitsbestimmungen auf www.aussenministerium.at

Konkrete Unterstützung erhalten Sie rund um die Uhr beim Service-Telefon +43 50 11 50-44 11.

Falls Sie im Ausland in eine Notlage geraten, wenden Sie sich an die nächste **österreichische Botschaft** bzw. ein Konsulat oder an eine Botschaft eines anderen EU-Landes.

Die kostenlose **Auslandservice App** des Außenministeriums bietet nützliche Informationen zu 197 Ländern vor und während der Reise.

Download unter:
www.auslandservice.at



**Bundesministerium für europäische
und internationale Angelegenheiten**

Entdeckung der Liebesbeziehung zwischen dem Großvater Michaels und der Großmutter Michaelas, die in Österreich geblieben war und mit ihren Kindern und Enkelkindern nie über ihre jüdische Herkunft gesprochen hatte, werden unterschiedliche Bewegungen der Enkelgeneration thematisiert. Während es für die Österreicherin Michaela darum geht, über die Vergangenheit ihre jüdische Identität zu entdecken, ist für Michael, der das Leben unter ständiger Kriegsgefahr in Israel satt hat, wichtig, seinen Großvater als einen Menschen zu verstehen, der seine Heimat verließ, weil er dort nicht mehr leben konnte: »Wie kannst du erkennen: Das ist der Moment, wo dein Land nicht mehr deine Heimat ist?«⁷, fragt er den schon verstorbenen Großvater.

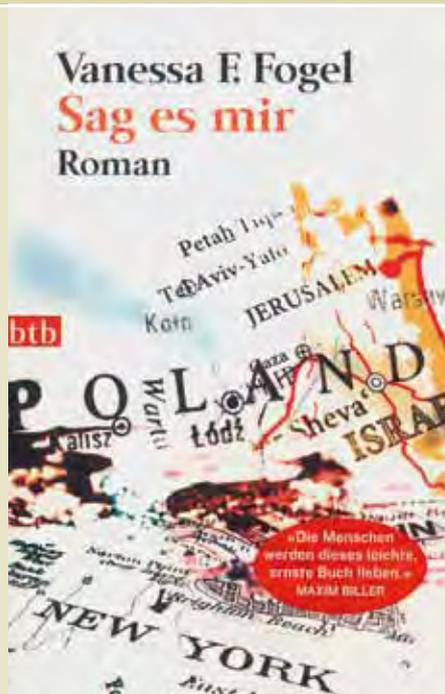
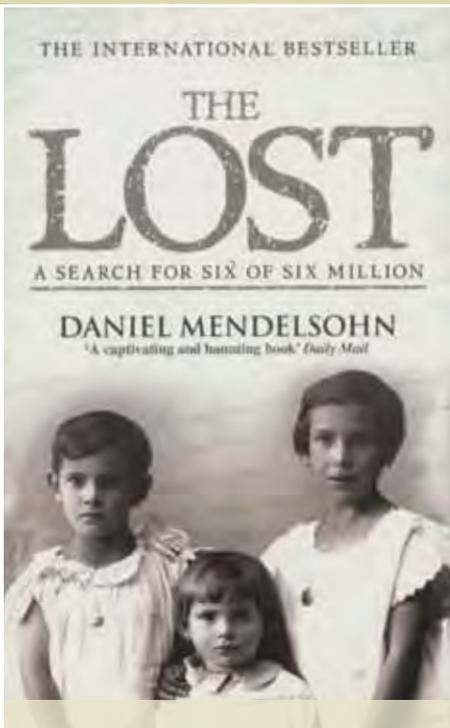
Heimatlosigkeit einst und jetzt

Das Thema der Heimatlosigkeit beschäftigt nicht nur den Israeli Michael, sondern ist in den Erzählungen der dritten Generation allgegenwärtig. In dem Film »Die Lebenden« (2012) der österreichischen Filmemacherin Barbara Albert stößt die 25-jährige Germanistik-Studentin Sita, die in Berlin lebt, auf ein Foto ihres Opas in SS-Uniform. Sie weiß, dass ihr Opa als Siebenbürger Sachse bei der SS war, muss aber erst nach und nach entdecken, dass er als Wachmann im KZ Auschwitz tätig war. Sitas Leben spielt sich zwischen ihrem Studienort

und dem Wohnort der Mutter in Berlin sowie Wien ab, wo ihr Vater und Großvater leben. Gleichzeitig ist aber immer auch ein Anderswo in der Familiengeschichte präsent. Dies wird in dem Film durch die Beschäftigung Sitas mit jüdischen Autor/inn/en und Formen des Exils in der Dichtung, vor allem aus jenen Regionen Osteuropas, aus denen auch ihre Familie stammt, deutlich. Gleichzeitig erinnert sie sich an die Fernsehbilder aus Rumänien unter Ceausescu und an ihre Eltern, die weinend vor dem Bildschirm saßen.

Die in Israel und Deutschland aufgewachsene Protagonistin Fela des Romans »Sag es mir« hingegen berichtet von dem Gefühl der Mutter, in Israel nicht Fuß fassen zu können. Die Beziehung der Eltern scheidet schließlich daran, dass die Mutter aus Israel fort muss und ihre Tochter mitnimmt.

In dem Film »El abrazo partido« (2004) des argentinischen Filmemachers Daniel Burman und des Schriftstellers Marcelo Birmajer wird die Suche des jungen Ariel Makaroff nach einer Verortung in der von der Krise geschüttelten argentinischen Gesellschaft thematisiert. Aufgrund einer ungewissen Zukunft in Argentinien will er einen polnischen Reisepass beantragen, um Zugang zum europäischen Arbeitsmarkt zu bekommen. Seine Großmutter, welche die Shoah in Polen überlebte und erst nach 1945 nach Buenos Aires kam, soll ihm die für die Passbeantragung notwendigen Dokumente geben.



Links: Daniel Mendelsohn rekonstruiert die Geschichte von sechs in der Ukraine ermordeten Familienmitgliedern mithilfe von Fotos, Briefen aus dem Familienarchiv und Interviews mit Überlebenden. © Daniel Mendelsohn, *The Lost. A Search for Six of Six Million*. New York, Harper-Collins Publishers 2006

Über die Geschichte Felas erzählt die Autorin Vanessa Fogel ihre Familiengeschichte und verbindet die Lebensorte Tel Aviv, New York, Berlin und Polen miteinander. © Vanessa F. Fogel, *Sag es mir*. Frankfurt/Main, Weissbooks 2004

Die Beharrlichkeit Ariels in seinem Ansinnen eröffnet der Großmutter Zugang zu ihrer eigenen Vergangenheit.

Das durch die Umwälzungen des Zweiten Weltkriegs, durch Flucht und Vertreibungen entstandene Gefühl der Heimatlosigkeit wird an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. Die dritte Generation einer durch Exil und Emigration markierten Familiengeschichte will durch die Wiederentdeckung der Herkunftsorte Stabilität in der Gegenwart erzeugen. Der Blick auf oder die Bewegung in eine Region, die von den Großeltern verlassen werden musste, ermöglicht den Enkel/inne/n, das Leben vor der Shoah wieder in die Familiengeschichte zu integrieren und gleichzeitig einen kritischen Blick auf das eigene Hier und Jetzt zu werfen.

In den literarischen, filmischen und dramaturgischen Auseinandersetzungen der dritten Generation kommt den Bewegungsarten der Protagonist/inn/en eine wichtige Bedeutung zu: Sita bewegt sich auf dem Moped oder joggend durch Berlin, reist im Zug oder Bus zwischen Wien, Berlin, Warschau und Siebenbürgen hin und her. Auch Ariel bewegt sich meist laufend durch die Großstadt Buenos Aires. Fela spannt ihr Leben in der Bewegung zwischen Berlin, Tel Aviv, New York und Polen auf. Die Elterngeneration wird in der Lebensumgebung gezeigt, in ihrem Haus, der Wohnung, am Arbeitsplatz. Über die Thematisierung und mediale Repräsentation von Bewegung wird die dritte Generation der zweiten entgegengesetzt: die Enkel/innen können durch ihre Bewegung statische Erinnerungssysteme ins Wanken bringen. Die Spurensuche dient aber in den Texten auch dazu, wieder Kohärenz herzustellen, Bedeutungszusammenhänge für fragmentierte Erinnerungen zu rekonstruieren und durch die Rückkehr an familiengeschichtlich bedeutende Orte die eigene Existenz zu verifizieren. *Während ich ihnen von meiner Reise erzähle, merke ich, dass, da ich in Polen gewesen bin, die Schwere des Holocaust seine Form in mir – geradezu körperlich – verändert hat. Es hat die Form von etwas Rundem angenommen, von etwas Konkretem und Beendetem,*⁸ stellt die Protagonistin Fela nach der Rückkehr von der Reise mit ihrem Großvater nach Polen fest.

Distanz und Nähe

In einem Radiointerview bezeichnete Vanessa F. Fogel, die Autorin des Romans »Sag es mir«, die Geschichte ihres Großvaters als »background music«,⁹ ohne die sie sich ihr eigenes Leben nicht vorstellen könne. Für Fela sind die Erinnerungen an die eigene Kindheit in Israel verbunden mit dem von Krieg und Terror geprägten

Alltag. Die traumatischen Erinnerungen an Raketenangriffe und an das Leben mit der ständigen Bedrohung schaffen eine direkte Verbindung zu den Erfahrungen ihrer Großeltern. Familienähnlichkeiten, Namensgleichheiten sowie Parallelen in Lebensläufen treten immer wieder ganz klar in den Vordergrund, wenn es darum geht, die Nähe der Generationen zu verdeutlichen. Diese Nähe ist besonders wichtig, wenn es die Enkel/innen sind, die die direkte Kommunikation mit den Großeltern suchen, deren Erinnerung in Gang bringen und dafür sorgen, dass Geschichten weitergegeben werden können.

*Die Lebenden ist auch ein Film über das Bild. [...] Das Hin- und Wegschauen sollte hier als Thema mitschwingen [...] Ich will mit dem verbotenen Blick spielen, will tabuisierte Blicke aufdecken, ohne »reißerisches« Material zu verwenden,*¹⁰ so die Regisseurin und Drehbuchautorin Barbara Albert.

Nach dem Tod des Großvaters bekommt die Filmprotagonistin Sita Zugang zu Videoaufnahmen, in welchen dieser über seine Zeit als Wachmann im Konzentrationslager Auschwitz, von seinem Alltag als Religionslehrer, über seine Flucht in die Poesie und schließlich über den Räumungsmarsch berichtet. Die Qualität der Aufnahme, der Rahmen des Fernsehschirms, die unruhige Kameraführung des Interviewenden sowie Bildausschnitte, die immer wieder nur die Füße des Großvaters zeigen, verdeutlichen die Distanz zwischen Sita und ihrem Großvater. Jedoch wird klar: Über dieses medial vermittelte Zeugnis erfährt die Enkelin mehr, als sie je in einer direkten Konfrontation hätte ans Licht bringen können. In der Unterscheidung zwischen Narrativen der Nachfahren von Täter/inne/n und Verfolgten der Shoah ist gerade dieses Moment der Nähe bzw. der Distanz wichtig. Für die Enkel/innen der Täter muss die Einzigartigkeit der Shoah durch die Diskontinuität der Generationen untermauert werden, für die Nachfahren der Verfolgten, für die das Überleben der Shoah als Gründungsmoment einer neuen Genealogie definiert wird, geht es darum, Kontinuität wiederherzustellen.¹¹

Den so unterschiedlichen Narrativen der dritten Generation ist vor allem eines gemeinsam: ihr Wissen über die Vergangenheit mit der Suche nach Gegenwart zu verbinden.

Concluded: Buch der Enkelgeneration

Felas Reise nach Polen gemeinsam mit ihrem Großvater lässt nicht nur sie ihre Herkunft besser verstehen, sondern sie aktiviert auch die Erinnerungen des Großvaters

an die ermordeten Familienmitglieder. Er lässt seine Enkelin wissen, dass er sich ein Buch über sein Leben wünscht. *Wenn ich dieses Buch schriebe – würde ich seine Geschichte stehlen, würde ich ihn benutzen, um meine eigene zu schreiben?*¹², fragt Fela.

Die dritte Generation sucht nach einem Platz für fragmentarische Erinnerungen der Großelterngeneration, sie hinterfragt Mythen und Narrative des kollektiven Gedächtnisses, setzt sich kritisch mit der eigenen Elterngeneration auseinander und versucht die anfangs erwähnten, über die Gedächtnislandschaft der Shoah verteilten Post-its wieder in Verbindung mit ihrem ursprünglichen Kontext zu bringen. Durch die Rückkehr an die Orte, an denen die Großeltern vor dem Zweiten Weltkrieg lebten, können Symbol gewordene Plätze und Ereignisse in ihrer Bedeutung für individuelle Lebenswege fassbar werden, das Davor kann somit in die Familiengeschichte integriert werden. Unerzählte Geschichten tauchen in Form von Überresten aus Alben, Briefen und Dokumenten auf und fordern die Erinnerungsarbeit der Enkelkinder. Gleichzeitig steht die Bereitschaft oder das Bedürfnis, sich mit der Familiengeschichte auseinanderzusetzen, auch im Zusammenhang mit der Lebenssituation im Hier und Jetzt: Für Sita, Michael und Fela sind es Begegnungen mit Menschen, Freundschaften und Liebesbeziehungen, die eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit notwendig machen. Für Michael, der aus Israel nach Wien kommt, und für Ariel, der überlegt aus Argentinien nach Europa auszuwandern, ist die Beschäftigung mit der Geschichte der Vertreibung der Großeltern auch ganz klar in einem politischen Kontext zu sehen: Michael kann nicht mehr im permanenten Kriegszustand in Israel leben und Wien scheint ein Platz zu sein, der ein Leben möglich macht. Ariel will aus Buenos Aires weg, weil die wirtschaftliche Lage schlecht ist und er auf einen Job und ein sozial abgesichertes Leben in Europa hofft.

Als Erinnerungsgruppe wird die dritte Generation nicht nur durch gemeinsame Bilder des kulturellen Gedächtnisses fassbar, sondern auch durch eine gemeinsame Blickrichtung: hin zu den Brüchen, den Grauzonen und den Lücken. Den Autor/inn/en geht es, wie auch ihren Protagonist/inn/en, nicht nur darum, die Vergangenheit der Familie zu rekonstruieren, sondern diese auch in größeren historischen Zusammenhängen zu verorten: Yael Ronen will über die Geschichte Michaels und seines Großvaters auch die Geschichte des jüdischen Sportvereins Hakoah als ein Stück österreichischer Geschichte in das kollektive Gedächtnis zu-

rückbringen. Daniel Mendelsohn gelingt es über die Rekonstruktion von vergessenen Lebenswegen seiner galizischen Verwandten ein wichtiges Kapitel der Geschichte der Shoah in der Ukraine wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Die österreichische Regisseurin Barbara Albert setzt sich über die Geschichte Sitas mit der eigenen Familiengeschichte auseinander und erzählt ein Kapitel der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im Zweiten Weltkrieg.

Am Ende ihrer Reise haben die Enkel/innen der Familie ein Stück verlorene Erinnerung zurückerstattet und Brüche in der Familiengeschichte in das eigene Leben integriert: Das Buch der Enkelgeneration ist geschrieben, neue Leser/innen sind aufgefordert, ihre Post-its zu hinterlassen. □

Anmerkungen

- 1 Marianne Hirsch, *The Generation of Postmemory*. New York 2012, S. 5.
- 2 Ruth Goodman, *Memory. Family Stories and Intergenerational Communication*. In: Eleonore Lappin, Bernhard Schneider (Hrsg.): *Die Lebendigkeit der Geschichte. (Dis-)Kontinuitäten in Diskursen über den Nationalsozialismus*. St. Ingbert 2001, S. 180–197, hier S. 182.
- 3 Vgl. Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 2007, S. 48–56.
- 4 Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer, *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt/Main 2008, S. 305–314.
- 5 Mona Körte, *Flaschenpost. Vom »Eigenleben« jüdischer Erinnerungsarchive*. In: Ariane Huml, Monika Rappenecker (Hrsg.), *Jüdische Intellektuelle im 20. Jahrhundert. Literatur- und kulturgeschichtliche Studien*. Würzburg 2003, S. 275–296.
- 6 Yael Ronen, *Hakoah Wien, Uraufführung: 13.10.2012, Schauspielhaus Graz* (zitiert nach »complete text with transitions«, S. 6, zur Verfügung gestellt vom Schauspielhaus Graz).
- 7 Ebda S. 10.
- 8 Vanessa F. Fogel, *Sag es mir*. Frankfurt/Main 2010, S. 277.
- 9 Vanessa F. Fogel in einem Radio-Interview, NDR, *Das Forum »Meine Familie und ich«*. Geschichten jüdischer Autorinnen, 20.10.2011, 20:30 auf NDR. Beitrag von Ayala Goldmann, Redaktion: Bernward Kalbhenn.
- 10 Barbara Albert, *Regiestatement (in der Pressemappe zu dem Film »Die Lebenden«)*, Online unter: <http://www.dielebenden.at/presse> (27.03.2013).
- 11 Parnes, Vedder, Willer, *Das Konzept der Generation*, S. 313.
- 12 Fogel, *Sag es mir*, S. 255.

Literatur

- Vanessa F. Fogel, *Sag es mir*. Frankfurt/Main 2010.
 Marianne Hirsch, *The Generation of Postmemory*. New York 2012.
 Daniel Mendelsohn, *The Lost. A Search for Six of Six Million*. New York 2006. Deutsche Übersetzung von Eike Schönfeld: *Die Verlorenen. Eine Suche nach sechs von sechs Millionen*. Köln 2010.
 Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer, *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt/Main 2008.



Wiedersehen macht Freude: Bis bald, auf Ihrem Bankkonto.

Ein Service des Finanzministeriums.

Die Arbeitnehmer/innenveranlagung sorgt für ein freudiges Wiedersehen mit Ihrem Geld – zum Beispiel für Ihren nächsten Urlaub. Am besten machen Sie jetzt gleich Ihre Arbeitnehmer/innenveranlagung ganz bequem auf www.finanzonline.at. Ihr Finanzministerium unterstützt Sie dabei mit vielen Services auf www.bmf.gv.at/services.



Machen Sie Ihre Arbeitnehmer/innenveranlagung auf www.finanzonline.at
Wertvolle Tipps und Infos auch auf www.bmf.gv.at/services
und facebook.com/finanzministerium

Das negative Erbe.

Die Shoah im Familiengedächtnis

Margit Reiter

Keine Frage, es ist nicht leicht, in Österreich oder Deutschland, den ehemaligen NS-Täterstaaten, ein »richtiges« Verhältnis zu Jüdinnen und Juden und der Shoah zu finden. Dies gilt nicht nur für die in den Nationalsozialismus verstrickte Generation selbst, sondern auch für deren Nachkommen, die »Kinder der Täter/innen«¹. Der tabuisierte Umgang mit der Shoah und die familiären und gesellschaftlichen Tradierungen von Antisemitismus haben sich nachhaltig auf die nachkommenden Generationen ausgewirkt. Sie haben ihr Bild von der NS-Vergangenheit und der eigenen Familiengeschichte ebenso beeinflusst wie ihr Verhalten gegenüber »den Juden«. Wie auch immer man in Österreich zur eigenen Vergangenheit steht, die Shoah steht immer wirkungsmächtig im Raum.

Shoah und Antisemitismus im Familiengedächtnis

Die Shoah wurde im österreichischen Familiengedächtnis meist ausgeblendet. Über die Judenvernichtung wurde selten direkt gesprochen, sie war höchstens in ihrer Verneinung präsent, nach dem Motto »Wir haben davon nichts gewusst« – ohne jedoch genauer zu benennen, **wovon** man nichts gewusst habe. Dieses kollektive Entlastungsargument funktionierte nach dem Prinzip: Gibt es kein Wissen, so gibt es auch keine Schuld.

Nur manchmal, vor allem im Kreis überzeugter ehemaliger Nationalsozialist/inn/en, wurde offen über die Vernichtung der Jüdinnen und Juden gesprochen – sie wurde allerdings geleugnet, relativiert oder sogar nachträglich gutgeheißen. So erinnert sich etwa mein Interviewpartner Robert D., bei dem vor allem das großelterliche Milieu nationalsozialistisch gesinnt war, an *unsägliche Sachen*, die dort noch lange nach Kriegsende geäußert wurden, so z. B. dass *alle Juden vergast gehör-*



(t)en.² Bei meiner Interviewpartnerin Gerda F. war es ein Onkel, ein ehemaliger SS-Mann, der auch nach 1945 seinem rabiatischen Antisemitismus freien Lauf ließ. Frau F. erinnert sich: *Der hat gesagt, der Mengele war ein wirklich toller Arzt und keiner hat gesagt, das ist nicht in Ordnung. [...] Und dass es gut ist, dass es jetzt so wenige Juden gibt und dass die alle feig sind und hinterhältig und nur aufs Geld aus und nur aufs Handeln.*³ Außerdem hatte dieser Onkel im Beisein der Kinder ausführlich über Massenerschießungen von Jüdinnen und Juden erzählt und in diesem Zusammenhang immer bedauert, dass sie damals *nicht alle erwischt* hätten. Ein derart offenes Bekenntnis zum Vernichtungsantisemitismus mag die Ausnahme gewesen sein, hatte aber offenbar im »Ehemaligen«-Milieu, wo es keine Korrektive von

der »(Mit)Täter« und ihrer Nachkommen



Manche Gesellschaftsspiele blieben auch über die NS-Zeit hinaus in den Familien erhalten: »Kennst Du sie? ... die Daten der Deutschen Geschichte. 100 Fragen und Antworten.« © Philipp Mettau

außen gab, durchaus seinen Platz. Zwar mochten viele Österreicher/innen nach 1945 ebenso gedacht haben, aber sie hielten sich wohlweislich zurück.

Antisemitismus war nach 1945 nicht verschwunden und in vielen österreichischen Nachkriegsfamilien präsent. Neben dem offenen Antisemitismus mit extrem abwertenden und rassistischen Denkmustern gab es auch einen verbrämten Antisemitismus, der oft lange latent und unartikuliert überdauerte, um zu gegebenen

Anlässen zum Ausdruck zu kommen. Tatsächlich erinnern sich viele Nachkommen an kryptische Bemerkungen und Anspielungen über Jüdinnen und Juden in Halb- und Nebensätzen, die oft en passant fallen gelassen und meist nicht näher ausgeführt wurden, jedoch klar negativ konnotiert waren. Auch »Judenwitze« dienten oft als Ventil für die stark internalisierten antisemitischen Ressentiments. Wie auch immer Antisemitismus artikuliert wurde, ob offen oder verbrämt, seine Wirkungsmacht über die Generationen hinweg ist jedenfalls kaum zu überschätzen. So manche haben diese antisemitischen Bilder und Stereotype unbewusst übernommen und vielen ist es, wenn überhaupt, erst spät gelungen, sie kritisch zu hinterfragen und sich davon zu lösen.



»Klischeebild eines Juden«: »Wie ich (viel später) zum ersten Mal eine ›Nathan, der Weise‹-Inszenierung gesehen habe und da war so ein Bild, da hab ich mir gedacht: Siehst es, so hab ich mir als Kind immer den Juden vorgestellt.«
Erika J. im Interview. Photographie 1962: Schauspieler Ernst Deutsch in »Nathan der Weise« von Gotthold Ephraim Lessing im Burgtheater in Wien. © IMAGNO/Barbara Pflaum

Leerstellen und Tabus

Viele Nachkommen von Täter/inne/n des NS-Regimes betonen, dass sie in ihrer Kindheit bzw. in ihren Familien niemals Bemerkungen über Jüdinnen und Juden gehört hätten oder dass sie sich zumindest nicht daran erinnern können: *Wie oft und wie gewissenhaft ich auch immer mein Hirn durchstößere, ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern, meine Lehrer, meine Freunde – irgendjemand in meiner Kindheit – je über Juden gesprochen hätten. Nie gut, nie schlecht, nie.*⁴ Diese Erfahrung teilt Ingeborg Day, Tochter eines österreichischen SA-Mannes, mit vielen Nachgeborenen. Das Themenfeld »Juden« gehörte somit zu den wesentlichen Leerstellen im Familiengedächtnis. Allein das Wort »Jude« scheint eines der zentralen Tabuwörter der österreichischen Nachkriegsgesellschaft gewesen zu sein, an denen die Nachkriegskinder nicht rühren durften und oft auch nicht wollten. Mit dem Begriff des Tabus ist die Dimension des Verdrängens und des Verbotenen angesprochen, die sich vor allem auf die Judenvernichtung bezog. Das heißt, man ahnte, dass da »etwas« gewesen war, worüber nicht gesprochen wurde, das aber nichts-

destotrotz diffus anwesend war. Zu Recht hat der israelische Sozialpsychologe Dan Bar-On darauf hingewiesen, dass *unerzählte Geschichten oft mit größerer Macht von Generation zu Generation weitergegeben werden als Geschichten, die erzählbar sind.*⁵

Die weit verbreitete Tabuisierung der Shoah hat oft dazu geführt dass sich die Heranwachsenden ihr Wissen über die Judenvernichtung heimlich – sprichwörtlich unter der Schulbank – angeeignet haben. So erinnert sich Barbara Taufar in ihrer Autobiographie an die verschämten Reaktionen ihrer Mitschüler/innen bei der Konfrontation mit Fotos aus den KZs: *Die jungen Mädchen konnten das Monströse der Vergangenheit nicht ganz erfassen, und so kicherten viele verlegen, wenn sie über die Todeslager sprachen. Manchmal reichten wir einander heimlich, unter den Schultischen, Zeitungsfotos zu, auf denen ausgemergelte Menschen in gestreiften Pyjamas zu sehen waren. Es war uns peinlich, diese elenden Figuren zu betrachten [...]. Ich ahnte, dass es sich hier um etwas Unanständiges und Unmoralisches handeln musste, ähnlich den pornographischen Photos, die uns die Knaben [...] zusteckten. Das war verboten, und doch wollte man wissen.*⁶ Die Konfrontation mit der Shoah löste bei den

Jugendlichen offenbar Angst-, Reiz- und Peinlichkeitsreaktionen aus, die durchaus Ähnlichkeiten mit der Tabuisierung von Sexualität hatten und zum fixen Erfahrungsfundus der in der Nachkriegszeit aufgewachsenen Generation gehörten.⁷

Juden als Phantom

Aber nicht nur die Shoah blieb nach 1945 lange tabuisiert, auch Jüdinnen und Juden selbst waren in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft wenig präsent. Viele »Kinder der Täter« erzählen, dass sie in ihrer Kindheit/Jugend lange nicht gewusst hätten, was oder wer ein Jude sei und auch nie einem begegnet wären. Tatsächlich lebten nach der Shoah nur mehr wenige Jüdinnen und Juden in Österreich. Am ehesten konnte man im städtischen Bereich, vor allem in Wien, auf sie treffen. So erinnert sich einer meiner Interviewpartner, Herr N., an seine Besuche als Kind im väterlichen Geschäft im zweiten Wiener Bezirk, wo ihn sein Vater auf orthodoxe Juden im Kaftan aufmerksam gemacht hatte. Durch diese frühen Begegnungen, so die Interpretation von Dieter N., der sich später stark im christlich-jüdischen Dialog engagierte, sei bei ihm eine tief verwurzelte *Affinität zum Judentum* entstanden.⁸ Insgesamt blieben aber alltägliche Kontakte zwischen Nicht-Juden und Juden, z. B. mit jüdischen DP's oder Remigrant/inn/en, in der Nachkriegszeit eher die Ausnahme als die Regel und waren nicht selten prompt von antisemitischen Vorurteilen begleitet.

Für den Großteil der jüngeren Generation existierten Jüdinnen und Juden nur als Imagination in ihrer Phantasie. Meine Interviewpartnerin Erika J. kann sich noch vage an ihre kindlichen Vorstellungen erinnern: *Ich muss irgendwo her das Bild von einem orthodoxen Juden vor mir gehabt haben. Also, Juden waren für mich auf jeden Fall nicht sehr groß, mit leicht gebückter Haltung und, äh, die so, die handeln und Geschäfte treiben und so. Es war quasi so eine Märchenbuchkategorie. [...] Ich denk mir, es war durch irgendwas Bildliches beeinflusst, wobei ich nicht wüsste, wo ich das hergehabt haben soll. [...] Wie ich [viel später] zum ersten Mal eine »Nathan, der Weise«-Inszenierung gesehen habe und da war so ein Bild, da hab ich mir gedacht: Siehst es, so hab ich mir als Kind immer den Juden vorgestellt.*⁹

Frau J. ist sich bis heute über den Ursprung ihres Klischeebildes von einem Juden nicht im Klaren: War es ein reines kindliches Phantasieprodukt oder, wie sie schließlich mutmaßt, das Produkt der elterlichen, plastischen Erzählungen über deren Erfahrungen in der

Bukowina in der NS-Zeit? Durch den manifesten Antisemitismus in ihrer Familie war dieses Bild jedenfalls negativ besetzt und es wurde später durch eine zwar positivere, aber nicht minder stereotype Darstellung abgelöst. Eine kritische Überprüfung der familiär vermittelten, meist antisemitischen »Judenbilder« und ihrer philosemitischen Umkehrungen war aufgrund der Absenz von Juden kaum möglich, denn bei vielen NS-Nachkommen kam es erst relativ spät zu persönlichen Begegnungen mit Jüdinnen und Juden, die diese Klischees aufgebrochen und revidiert haben.

Befangenheiten

Das Wissen um das ungeheure Ausmaß der Shoah und die Mitverantwortung der eigenen Elterngeneration führte bei den NS-Nachkommen zu Befangenheiten und Schuldgefühlen. Diese waren vor allem im Umgang mit »konkreten« Juden und Jüdinnen zu beobachten und waren das Produkt der gesellschaftlichen Tabuisierungen und familiären Schuldverstrickungen. Das Sprechen über Juden in dieser Generation ist gekenn-

Vertrauen

 **Jetzt gehören Ihre Sorgen uns!**

Mit fast 200 Jahren Erfahrung und bedarfsgerechten sowie individuellen Versicherungslösungen der Wiener Städtischen sorgen Sie vor. Nähere Infos unter 050 350 350, auf wienersaetdtische.at oder bei Ihrem/Ihrer BeraterIn.

**IHRE SORGEN
MÖCHTEN WIR HABEN**

**WIENER
STÄDTISCHE**
VIENNA INSURANCE GROUP 

Rechte Seite: »Vatis Bild«, Agentur Weltbild, 20.11.1939; NS-Propaganda-Foto: »Die propagandistische Absicht zeigt sich u.a. durch die am Foto vorgenommene Manipulation. So wurde das ursprüngliche Foto in der Hand der Frau offensichtlich durch ein Foto eines männlichen NS-Uniformträgers ersetzt, um somit das vom NS-Regime erwünschte »Familiendeal« im Krieg zu unterstreichen.« Zitiert nach Margit Reiter, *Die Generation danach*. Anm. 2 © ÖNB

Linkes Bild: Ein ähnliches Motiv aus einer »Opferfamilie«, Martha Pollak de Hahn und Julie Ida Hahn, Buenos Aires 1939 © Julie Ida Hahn, Buenos Aires/Philipp Mettauer



zeichnet von einer grundlegenden Vorsicht und dem Vermeiden von bestimmten Begriffen, z. B. einer auffallenden Scheu das Wort »Jude« auszusprechen, die aus dem Wissen um die Shoah herrühren. Viele »Kinder der Täter/innen« nehmen Jüdinnen und Juden ausschließlich als Opfer wahr, auf die sie ihre Schuldgefühle projizieren und denen sie oft sehr unsicher begegnen.

Bei Nachkommen von sehr bekannten NS-Eltern ist diese Befangenheit natürlich besonders ausgeprägt, sind sie doch meist schon allein aufgrund ihres Familiennamens als »Täterkind« definiert. So hatte Thomas Heydrich, der Neffe von Reinhard Heydrich, unter seiner Herkunft und seinem Namen immer stark gelitten, nicht nur, aber besonders im Kontakt mit Jüdinnen und Juden: *Ich [hatte] jahrelang das Gefühl, ich wäre dafür verantwortlich, was passiert ist, und ich müsste es wiedergutmachen. Heute erscheint mir dieser Gedanke rückblickend ein bisschen krank, weil es dafür keinen Grund gab. [...] Niemals hat mir jemand vorgeworfen, dass ich ein Heydrich bin.*¹⁰

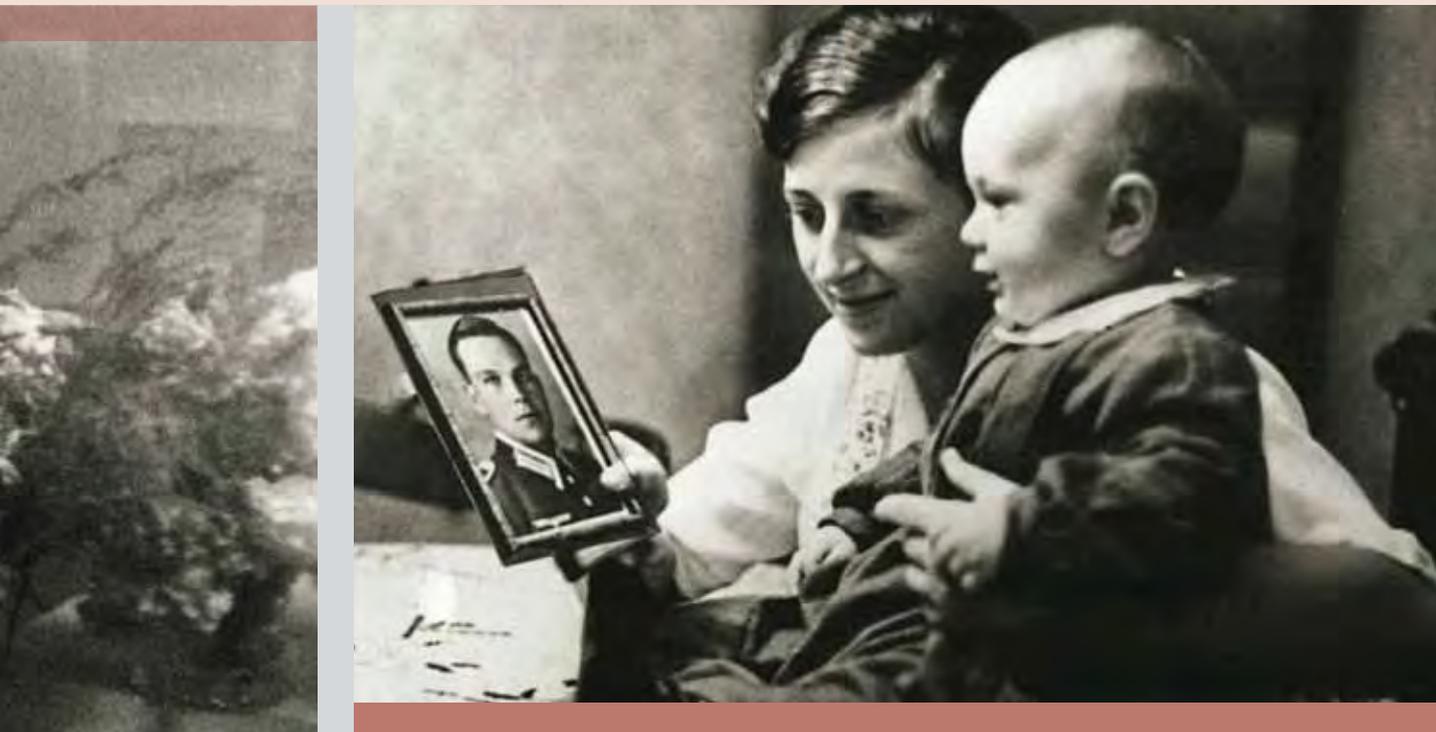
Viele Nachkommen teilen diese Unsicherheit, und dies unabhängig vom Grad der elterlichen NS-Involvierung. Meine Interviewpartnerin Inge W. erzählt anschaulich, dass sie bei ihrer ersten Reise nach Israel in den 1980er Jahren nicht in der Lage war, sich als »Nazikind« zu deklarieren: *Ich habe es einfach nicht über die Lippen gebracht.*¹¹ Vielmehr quälte sie die Sorge, dass ihre Tochter, die für ein Studienjahr in Israel bleiben wollte, von der israelischen Gastfamilie (die NS-Opfer zu beklagen hatte) stellvertretend abgelehnt und von ihnen »ins Eck gestellt« werden könnte.¹²

Hinter der weit verbreiteten Angst, dass Juden und Jüdinnen von NS-Nachkommen ein Schuldeinbekenntnis erwarten und ihnen gegenüber Abneigung oder gar Rachegefühle hegen könnten, steht – wenn auch meist unbewusst – die (antisemitische) Vorstellung von der jüdischen »Unversöhnlichkeit« und die Angst vor einer Art »Sippenhaftung«. Die anschließende Erleichterung darüber, dass dem meist nicht so ist, verweist ebenfalls

auf diese Denkfigur. Viele nichtjüdische Österreicher/innen fühlen sich von Juden gleichermaßen angezogen und verunsichert, sie werden sowohl als »Ankläger« als auch als »Erlöser« imaginiert. Trotz dieser Ängste suchen manche den Kontakt mit jüdischen Überlebenden und Widerstandskämpfer/innen, die für sie gewissermaßen zu positiv besetzten »Ersatzeltern« werden und der Abgrenzung von der eigenen Familiengeschichte dienen.

Von Schuld und Scham

Ein Teil der Nachkommen ist sich der belasteten Geschichte durchaus bewusst und quält sich mit der Frage nach der familiären »Schuld«, konkret: Was hat mein Groß-/Vater (seltener: die Groß-/Mutter) getan, war er/sie an der Judenvernichtung beteiligt, hat er/sie einen Juden/eine Jüdin umgebracht? Gerade durch die verstärkte Thematisierung der Shoah seit Beginn der 1980er Jahre fokussierte sich das Interesse sehr stark auf die Judenvernichtung und die jüdischen Opfer; andere NS-Verbrechen und Opfergruppen haben hingegen erst in den letzten Jahren verstärkt Eingang ins öffentliche Bewusstsein gefunden. Das hat dazu geführt, dass sich in vielen Familien die Schuldfrage fast ausschließlich um die Shoah gedreht hat und viele Töchter und Söhne sich – oft vorschnell – erleichtert zeigten, wenn es keine



Hinweise auf eine direkte Beteiligung der Väter an der Judenvernichtung gab.

Weniger Sensibilität hingegen besteht in Bezug auf Arisierungen, an denen ihre Familie möglicherweise beteiligt war und von denen die Nachkommen selbst oft, z. B. als Erben von arisierten Wohnungen, profitieren. Für die meisten jungen Österreicher/innen sind Arisierungen kein Thema und sie fragen selten kritisch nach, woher das Familieneigentum eigentlich stammt. Eine der Ausnahmen ist der Journalist Horst Christoph, der Sohn des früheren stellvertretenden Gauleiters von Tirol. Er beschreibt seine Erleichterung darüber, dass sein Vater nicht – wie befürchtet – direkt an der Ermordung von zwei Juden in Innsbruck beteiligt war, fand allerdings später heraus, dass sein Vater und somit seine Familie das arisierte Haus dieser Ermordeten als Dienstwohnung zugewiesen bekommen hatte. Dies führte ihn zur bitteren Erkenntnis: *Wir waren die Nutznießer eines Doppelmordes*.¹³

Solche (rare) Einsichten können sich zu regelrechten Schuld- und Belastungsphantasien auswachsen, wie etwa bei meiner Interviewpartnerin Ingrid W.: *Meine Phantasie hat sich in erster Linie auf Gegenstände in der Wohnung bezogen. Da hängt ein chinesischer Teller. Woher kriegen meine Eltern diesen chinesischen Teller? Könnte das nicht, ähm, aus einem jüdischen Besitz sein, ja. Dass hier irgendetwas unter den Hammer gekommen ist oder*

*meine Eltern irgendetwas sich an[geeignet] haben, also, [...] das ist nur ein Beispiel, verstehen Sie, dass ich von ihnen nichts erben will.*¹⁴

Auch wenn es in diesem Fall keinen direkten Hinweis auf eine Arisierung gab, lässt Frau W. diese Vorstellung trotzdem nicht mehr los, sodass ihr letztendlich *nichts mehr unschuldig* erscheint.

Gerade jene »Kinder der Täter/innen«, die sich kritisch mit der eigenen Familiengeschichte auseinandersetzen, erleben ihre Herkunft oft als »negatives Erbe«. Sie sind überzeugt, dass sie den Antisemitismus und die NS-Werte ihrer Großeltern/Eltern unbewusst übernommen haben und sprechen in diesem Zusammenhang von einer »vererbten Schuld«. Viele schämen sich für ihre Herkunft und empfinden diese als kaum erträgbar »Last«. Besonders drastisch zeigt sich diese Selbstbeziehung bei Ingeborg Day: *Das Erbe des Holocaust hatte mich so beschmutzt, dass ich nie wieder rein sein werde*.¹⁵

Diese vereinzelt eingestandenen Schuld- und Schamgefühle können und sollen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Großteil der Nachgeborenen von derartigen Empfindungen weitgehend frei ist. Im Gegenteil, es herrscht in Österreich nach wie vor relativ wenig Bewusstsein und Wissen über die familiären Verstrickungen in den Nationalsozialismus und oft wird die Schuldfrage mit dem Verweis auf die »Gnade der späten Geburt« reflexartig von sich gewiesen.



(Philosemitische) Gegenentwürfe und ihre Grenzen

Es gibt verschiedene Wege mit dem »negativen Erbe« umzugehen – die demonstrative Abgrenzung der »Kinder der Täter/innen« von der belasteten Familiengeschichte und die intensive Auseinandersetzung mit der jüdischen Problematik ist einer davon. Aufgrund der Absenz von Jüdinnen und Juden im öffentlichen Leben Österreichs kam es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, meist erst spät zu persönlichen Begegnungen, oft erst nach einem Orts- und Milieuwechsel, im Laufe des Studiums oder überhaupt erst im Rahmen der Waldheim-Affäre. Vor allem einzelne Widerstandskämpfer/innen, Emigrant/inn/en und jüdische KZ-Überlebende mit ihren spezifischen Lebenserfahrungen und Erinnerungen wurden für viele Kinder aus belasteten Eltern-

häusern zu wichtigen Bezugspersonen, mit denen sie sich solidarisieren und positiv identifizieren konnten – »die Juden« repräsentier(t)en für viele Nachgeborene das bessere, das »andere Österreich«.

Die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte und Kultur führte meist auch zu einer positiven Umwertung der tradierten antisemitischen »Judenbilder«. Der Fokus des Interesses liegt dabei oft auf jüdischer Literatur und Intellektualität (Stichwort: Volk des Buches), dem »versunkenen« osteuropäischen Judentum (Stichworte: Shtetl, Klezmermusik) und nicht zuletzt auf den Juden als »Opfer« und »Überlebende« (Stichwort: Exil). Einige Nachkommen wenden sich verstärkt der jüdischen Religion oder Israel zu, sie sind im christlich-jüdischen Dialog aktiv oder engagieren sich in Solidaritätskomitees für Israel, wobei dieses Engagement oft als »nachträgliche Wiedergutmachung« verstanden wird.

Täter- und Opferfamilien im Vergleich: Hochzeitsbilder blieben als Teil der Familiengeschichte im Familiengedächtnis bestehen.

Linkes Bild: Hochzeitsfoto 22.5.1943 © Philipp Mettau

Rechtes Bild: Hochzeitsfoto 1950 © Lisa Leist de Seiden

Manchmal kann das Engagement auch problematische Formen annehmen, dann nämlich, wenn philosemitische Zuschreibungen zu einseitigen und verklärenden Bildern geraten, die letztendlich nur die Kehrseite von antisemitischen Stereotypen sind. Die Idealisierung und Überhöhung »der Juden« als die »besseren Menschen« birgt ihre Tücken in sich. Gerade aufgrund der hohen Erwartungshaltung und des fragilen Charakters dieser Idealisierungen kann es zu Ent-Täuschungen und somit zum Kippen von philosemitischen zu antisemitischen Klischeebildern kommen. Denn: Antisemitismus und Philosemitismus sind zwei Seiten einer Medaille.

Geplagt von Schuldgefühlen, empfinden sich nicht wenige NS-Nachkommen als »Opfer« ihrer Herkunft, der sie auf die eine oder andere Weise entfliehen wollen. Manche konvertieren zum Judentum oder begeben sich auf die Suche nach jüdischen Vorfahren und einer jüdischen Identität. Dahinter steckt oft die Sehnsucht nach einer unbelasteten, »reinen« Familiengeschichte, unbefleckt vom Makel einer tatsächlichen oder potentiellen Schuld. Während manche von ihnen dieses Bedürfnis meist nur verschämt andeuten, spricht Barbara Taufar es offen aus: *Weshalb konnte es denn nicht auch in meiner Familie irgendwo einen Juden geben, dessen Existenz mir die schäbige SS-Vergangenheit meines Vaters erträglicher gemacht hätte?*¹⁶

Die aus einem solchen Wunsch resultierende Aneignung einer jüdischen Identität ist in manchen Fällen schlicht der Versuch, »die Fronten zu wechseln« – von der Täter- auf die Opferseite – und sich solcherart aus dem eigenen Schuldzusammenhang zu lösen. Was viele »Kinder der Täter/innen« dabei nicht bedenken ist, wie unendlich schwer das Leid der Shoah auf jüdischen Familien lastet und wie schwierig es für jüdische Nach-

iv INDUSTRIELLEN
VEREINIGUNG

INNOVATION ...

... sichert Wohlstand!

www.iv-net.at





Bilder aus der Familiengeschichte. Beschriftung auf der Rückseite: »Vom Besuch in Litzmannstadt, 30.10.1944: Wo du bist, dort möcht ich sein, bei dir sind stets all meine Gedanken, denn nur für dich schlägt allzeit mein Herz. Dein glückliches, treues Frauchen.« © Philipp Mettau

worauf wir uns einlassen wollen. [...] Es liegt ein tiefer Graben zwischen euch und uns.¹⁸ Diese Feststellung der schwer überbrückbaren Differenz bestätigt auch die Filmemacherin Ruth Beckermann aus jüdischer Sicht, wenn sie die »unsichtbare Wand« zwischen den Nachkommen der Opfer und den Nachkommen der Täter beschreibt.¹⁹ □

kommen ist, mit diesem Erbe umzugehen. Als eine der Wenigen thematisiert dies die in Tirol aufgewachsene Ingrid Strobl, die meint, dass ihre eigene Erschütterung angesichts der Shoah *nur ein Hauch des Grauens* sein könne, welches die Überlebenden und deren Kinder/Enkel quält.¹⁷

Nur wenige NS-Nachkommen sind sich bewusst, dass sich ihre Auseinandersetzung mit der Shoah existenziell von jener von Jüdinnen und Juden unterscheidet. Während nichtjüdische Nachkommen die Wahl haben, sich mit der NS-Vergangenheit auseinanderzusetzen oder auch nicht, stellt sich für die jüdischen Überlebenden und ihre Nachkommen diese Frage nicht: Die Shoah hat sich in ihr Leben, ihre Familie, ihre Identität eingeschrieben – sie **müssen** sich damit auseinandersetzen, ob sie es wollen oder nicht. Die »Kinder der Täter/innen« hingegen haben, so noch einmal Ingrid Strobl, den *unverschämten Luxus der Wahl*, denn: *Wir können selbst entscheiden, ob und wann und wie viel wir begreifen wollen, was wir wissen,*

Anmerkungen

- 1 Bei den als »Kinder der Täter/innen« bzw. NS-Nachkommen bezeichneten Personen handelt es sich »um die unmittelbaren Nachkommen (Söhne und Töchter) von Eltern, die im unterschiedlichen Ausmaß und auf unterschiedliche Weise in den Nationalsozialismus involviert waren und die – in welcher Weise auch immer – mit dieser familiären NS-Verstrickung umzugehen haben.« Vgl. Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*. Innsbruck-Bozen-Wien 2006, S. 9.
- 2 Interview mit Robert D., 28.11.2002. Alle Interviews wurden im Rahmen meines Buches »Die Generation danach« durchgeführt. Die Namen meiner Interviewpartner/innen wurden anonymisiert.
- 3 Interview Gerda F., 31.1.2003.
- 4 Ingeborg Day, *Geisterwalzer*. München 1986, S. 22.
- 5 Dan Bar-On, *Die Last des Schweigens*. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 21.
- 6 Barbara Taufar, *Die Rose von Jericho*. Wien 1994, S. 48.
- 7 Vgl. Beiträge in *Ästhetik und Kommunikation*. Deutsche, Linke, Juden. Heft 5, Juni 1983.
- 8 Interview Dieter N., 22.5.2003.
- 9 Interview Erika J., 14.2.2003.
- 10 Zitiert nach Bar-On, *Die Last des Schweigens*, S. 188.
- 11 Interview Inge W., 8.2.2003.
- 12 Ebd. Ähnlich auch Taufar, *Die Rose von Jericho*, S. 56ff.
- 13 Horst Christoph, *Mantel der Anständigkeit*. In: *Profil*, 15.1.1996.
- 14 Interview Inge W., 8.2.2003.
- 15 Day, *Geisterwalzer*, S. 169.
- 16 Taufar, *Die Rose von Jericho*, S. 72.
- 17 Ingrid Strobl, *Anna und das Anderle. Eine Recherche*. Frankfurt/Main 1995, S. 75.
- 18 Ebd. S. 75f.
- 19 Ruth Beckermann, *Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945*. Wien 1989.

Literatur

- Irene A. Diekmann, Elke-Vera Kotowski (Hrsg.), *Geliebter Feind – gehasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 2009, S. 509–537.
- Maja Figge, Konstanze Hanitzsch, Nadine Teuber (Hrsg.), *Scham und Schuld. Geschlechter(sub)texte der Shoah*. Bielefeld 2010.
- Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*. Innsbruck-Bozen-Wien 2006.
- Dies., *Das negative Erbe. Die NS-Nachfolgegeneration in Österreich zwischen Antisemitismus und Philosemitismus*. In: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* (hrsg. vom Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin), Bd. 16/2007, S. 87–113.
- Gabriele Rosenthal, *Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ÖZG)* 4/1992, S. 449–479.



Heinz, 61
lernt jetzt kochen

Matthias, 10
lässt sich's erklären

Mira, 24
freut sich auf
ihr erstes Kind



Wien. Die Stadt fürs Leben.

Die wien.at Magazine – Da steht für jeden etwas drinnen!

Heinz hat seit seiner Pension viel Zeit für sein neues Hobby. Viele Ideen hat er aus dem „Leben & Freude“ Magazin. Matthias findet Schnecken toll. Er lässt sich den Artikel aus dem Wissenschaftsmagazin von seiner Schwester Mira erklären. Übrigens, Matthias wird schon bald Onkel. Die wien.at Magazine kommen kostenlos direkt zu Ihnen nach Hause! Auch das macht Wien zur Stadt fürs Leben.

Bestellen Sie Ihr Gratis-Abo auf:
www.clubwien.at oder
telefonisch unter 01 / 277 55

Stadt Wien
Wien ist anders.

Erinnerungen an Österreich

im Familiengedächtnis

Andrea **Strutz**

Dieser Artikel beschäftigt sich mit den Erinnerungen an Österreich bzw. mit deren Weitergabe an nachgeborene Generationen in österreichisch-jüdischen Familien, die nach dem »Anschluss« 1938 gezwungen waren, ihr Geburtsland zu verlassen. Die Quellen bilden Interviews mit mehreren Generationen aus zwei historischen Untersuchungen, die sich einerseits mit den Fluchterfahrungen und dem Neubeginn der sogenannten ersten Generation in New York und andererseits mit der Weitergabe von Erinnerungen sowie mit generationsspezifischen Österreichbildern im Familiengedächtnis auseinandersetzen.¹

Exodus aus Österreich

Mit dem »Anschluss« Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland im März 1938 brach für die jüdische Bevölkerung der Anfang vom Ende an. Kurt Elias, der an der Universität Wien Medizin studierte und im Sommer 1938 in die USA flüchten konnte, beschrieb die damalige Situation folgendermaßen: *Der Dreizehnte war ein unverschämt schöner Tag, und ich bin in Wien spazieren gegangen und bin zum Heldenplatz gekommen, und der Flieder war in voller Blüte, und mein erster Gedanke war: Wut, wie kann der Flieder blühen, wenn mein Leben zusammenfällt, das ist eine Unverschämtheit.*² Mit diesem Sinnbild – dem Wiederaufleben der Natur im



jüdischer Vertriebener in New York

Frühling am Beispiel des blühenden Flieders, die zeitgleich mit einer traumatischen Bedrohung seiner Existenz auftrat – gab Kurt Elias seinen beim Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im März 1938 durchlebten Gefühlen von Wut, Trauer und Angst viele Jahrzehnte danach intensiven Ausdruck. Der »blühende Flieder« ist metaphorisch zu verstehen, es ist unerheblich, ob er am 13. März 1938 tatsächlich blühte, denn individuelle Erinnerungen sind subjektiv, selektiv und fragmentarisch; erst durch Erzählungen erhalten sie Form und Struktur.³ In der individuellen Rekonstruktion historischer Ereignisse im Erinnerungsprozess wird manches vergessen

oder verdrängt bzw. (unbewusst) weggelassen oder hinzugefügt. Bisweilen werden voneinander unabhängig erlebte Situationen in der Erinnerung auch zu einem Erlebnis verwoben. Auch können sowohl die empfundenen Emotionen während des Ereignisses als auch jene während des Interviews Einfluss auf die Zeitzeugenerzählung nehmen.

Mit der Übernahme der »Nürnberger Rassengesetze« im Mai 1938 wurde in Österreich die Grundlage für die radikale systematische Ausgrenzung, Entrechtung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung geschaffen. Durch Berufsverbote bzw. Entlassungen von jüdischen

Linke Seite: »Anschluss« 1938:
Beschriftung auf der Rückseite:
»Ein Volk, ein Reich, ein Führer!
Schuljugend in Kirchdorf in
Erwartung deutschen Militärs.
16. März 1938« © Philipp
Mettauer

»Anschluss« 1938: Jubel über
den Einmarsch Adolf Hitlers am
15.3.1938 auf der Ringstraße
in Wien © ÖNB, Foto: Albert
Hilscher



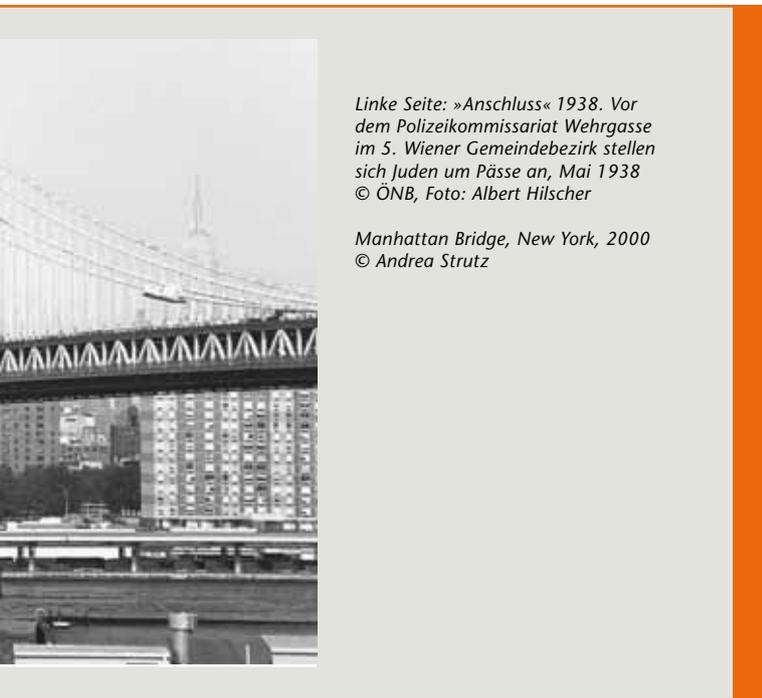


Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, durch Enteignung, »Arisierung« und Liquidierung von jüdischen Betrieben und Vermögen sowie durch Gewalt und Terror wie im Novemberpogrom 1938 wurden die wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen und religiösen Strukturen der jüdischen Gemeinden in Österreich für immer zerstört. Binnen weniger Monate nach dem »Anschluss« verloren Jüdinnen und Juden nicht nur ihre ökonomische Existenz sowie alle bürgerlichen Rechte, sondern sie mussten auch zahlreiche Demütigungen und gewaltsame Übergriffe durch die nichtjüdische Bevölkerung erdulden. Dieses Gefühl des Ausgeliefertseins artikulierte der ehemalige Wiener Fotograf Edmund Engelmann eindringlich: *Es war das Gefühl, dass sie vollständig ohne Recht sind, dass jeder mit ihnen etwas machen kann. Das ist etwas, das man nicht beschreiben kann. Man hat das ganze Leben als ordentlicher Mensch verbracht, mit Werten, mit idealen Werten, und auf einmal ist jeder Mensch dein Feind. [...] 's goldene Wienerherz, 's goldene Herz hat Tausende gepeinigt, bestohlen!*⁴



Durch den Terror des Novemberpogroms und die Forcierung der finanziellen Ausplünderung erhöhte sich der Druck zur Auswanderung. Bis zum Dezember 1938 hatte bereits ein Drittel der jüdischen Bevölkerung – 67.000 von 201.000 Personen – Österreich verlassen.⁵ Antijüdische Maßnahmen wurden in Österreich wesentlich schneller und brutaler als in Deutschland durchgeführt, so auch die erzwungene Auswanderung. Einen substantiellen Part in diesem Prozess übernahm die »Zentralstelle für jüdische Auswanderung« unter Leitung von Adolf Eichmann, die die »Auswanderungsanträge« unter erzwungener Mitarbeit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien im arisierten Palais Rothschild abwickelte.

Aufgrund des völlig unbefriedigenden Ergebnisses der internationalen Konferenz von Evian⁶ war allerdings schon im Juli 1938 klar, dass jüdische Flüchtlinge in anderen Staaten, sei es in Europa oder in Übersee, kaum Zuflucht finden würden, denn viele Länder schlossen ihre Grenzen bzw. limitierten die Aufnahme von zumeist mittellosen Flüchtlingen durch strenge Quotensysteme. Dadurch wurde es zunehmend schwieriger, die nötigen Visa zu beschaffen, doch darauf nahm die NS-Vertreibungspolitik keinerlei Rücksicht. Daher beantragten viele Jüdinnen und Juden nicht nur Visa für ihnen völlig unbekanntes exotische Länder und Kontinente wie Australien, Südamerika oder Asien, sondern manche kauften in ihrer großen Verzweiflung auch gefälschte Einwanderungspapiere. Als mit dem Kriegsausbruch im September 1939 die



Linke Seite: »Anschluss« 1938. Vor dem Polizeikommissariat Wehrgasse im 5. Wiener Gemeindebezirk stellen sich Juden um Pässe an, Mai 1938
© ÖNB, Foto: Albert Hilscher

Manhattan Bridge, New York, 2000
© Andrea Strutz

wenigen Möglichkeiten zur Flucht fast vollständig verschwanden, stellte Shanghai eine der allerletzten Zufluchtsmöglichkeiten dar.

Bis zum vollständigen Auswanderungsstopp aus dem »Dritten Reich« im Oktober 1941 gelang es zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung Österreich zu verlassen.⁷ In größerer Zahl fanden österreichische Flüchtlinge Aufnahme in Großbritannien (31.050), den Vereinigten Staaten von Amerika (29.860), Palästina (15.200), Shanghai/China (6.220) und in der Schweiz (5.800). Nach Lateinamerika schafften es 6.845 Personen, in Afrika fanden 1.125 und in Australien inkl. Neuseeland 1.050 Personen Zuflucht.⁸

Weiterleben in New York

Jüdische Vertriebene aus Österreich, denen die Flucht in die USA gelungen war, siedelten sich bevorzugt in den urbanen Räumen der Ost- und Westküste der USA an. Die Stadt New York wurde zu einer Metropole des Exils, in der nach 1933 bzw. 1938 etwa 70.000 deutschsprachige Flüchtlinge zumindest für einige Jahre Zuflucht fanden. Speziell der Stadtteil Washington Heights – nördlich der 155. Straße auf Manhattan gelegen – entwickelte sich durch den Zuzug von »Hitlerflüchtlingen« zur größten deutschsprachigen jüdischen Ansiedlung der USA. Als ironische Anspielung auf das »Dritte Reich« nannten manche den Stadtteil auch das »Vierte Reich«, andere sprachen von »Frankfurt on the Hudson«.⁹

Die Integration in das neue Leben in Amerika respektive New York bewältigten die Jüngeren unter den österreichischen Flüchtlingen wesentlich leichter. Sie kamen mit den ungewohnten sprachlichen, beruflichen und kulturellen Gegebenheiten oftmals besser zurecht als die Älteren, bei denen der verfolgungsbedingte Verlust des sozialen, kulturellen und beruflichen Bezugssystems häufig in Form von starken Existenzängsten bzw. Identitätsverlusten in der Emigration nachwirkte.

Der Hinauswurf aus der Heimat stellte jedoch bei allen Gesprächspartnerinnen und -partnern, die sich am Projekt »Emigration. Austria – New York« beteiligten, einen irreversiblen Einschnitt in ihren Biografien dar. Die traumatischen Erfahrungen der Ermordung von Familienmitgliedern und Freunden im Holocaust, die erlittenen Demütigungen und Beraubungen, aber auch die länger währende Unsicherheit über das eigene Überleben bzw. die kulturelle, sprachliche und soziale Entwurzelung blieben lebenslang wirksam.

Nichtsdestoweniger eröffnete sich in den Gesprächen mit der ersten Generation neben den erlebten traumatischen Erfahrungen und deren Nachwirkungen

WIFI
WKO

Potenzialanalyse

Details siehe www.wifiwien.at/bildungsberatung

Treffen Sie die richtigen Entscheidungen für Schule, Studium und Beruf.

Jetzt anmelden

WIFI. Wissen Ist Für Immer.
www.wifiwien.at/kontakt
T 01 476 77-5555
Währinger Gürtel 97, 1180 Wien
www.wifiwien.at

auch ein überraschend nostalgisches Bild von Österreich, insbesondere von Wien. In den Gesprächen zeigte sich, dass für viele der Vertriebenen Österreich in kulturellen Belangen – vor allem in Hinsicht auf klassische Musik, Literatur oder bildende Kunst – noch immer ein zentraler Ankerpunkt war. So bezogen sich viele Erinnerungen auf die Wiener Oper, in der man in jungen Jahren zahlreiche Vorstellungen, oftmals am Stehplatz, gesehen hatte. Auch die landschaftliche Schönheit Österreichs, vor allem die Bergwelt, hatte sich im Gedächtnis der Vertriebenen tief eingeschrieben. Auf dieser Ebene produzierte das Gedächtnis ein schönes, »heiles« Bild von Österreich, denn es handelte sich zumeist um Erinnerungen aus glücklichen Tagen in einer frühen Phase ihres Lebens in Österreich. Es waren vor allem Kindheitserinnerungen an das Schilaufen (vor allem im Gebiet von Semmering, Rax und Schneeberg), an die Sommerfrische mit den Eltern im Ausseerland bzw. in Tirol, oder an Ausflüge in den Wienerwald. Diese Ebene einer nicht zerbrochenen Beziehung mit Österreich war in den New Yorker Wohnungen auch sichtbar. Es gab Zeichnungen, Stiche, Bilder und Fotos an den Wänden, die vor allem Wien und die österreichischen Berge zeigten, in den Bücherregalen standen Werke (manchmal auch Erstausgaben) maßgeblicher österreichischer Schriftsteller der Moderne, es gab Nippes und Kaffeetassen mit Österreich-Bildern, und in einigen Küchen fanden sich Jahreskalender mit Motiven aus Österreich. Eine immer noch intensive Verbindung mit dem Herkunftsland drückte sich auch in der Beibehaltung bestimmter Alltagsgewohnheiten aus, denn fast alle Interviewpartnerinnen und -partner bewahrten sich in der Emigration eine große Vorliebe für die österreichische Kochkunst bzw. die Wiener Küche. Diese Alltagsfacetten österreichischer Kultur in New York spielten in der Weitergabe von Erinnerungen an nachgeborene Generationen eine zentrale Rolle.

Bilder von Österreich im Familiengedächtnis

Im Projekt »Erinnerungen aus der Ferne« galt den Bildern und Narrativen von und über Österreich ein spezielles Interesse, vor allem jenen, die die nachfolgenden Generationen – Kinder und Enkel – persönlich mit dem Geburtsland der (Groß-)Eltern verbanden, die somit in den Familien weitergegeben worden waren. Bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der Studie handelte es sich um drei Männer und drei Frauen im Alter zwischen 28 und 50 Jahren, deren Großeltern bzw. El-



tern aus Wien stammten. Die individuellen Kenntnisse der zweiten und dritten Generation in Hinsicht auf die kulturellen, politischen und sozialen Vorgänge in Österreich variierten stark, ebenso die Kompetenzen der deutschen Sprache. Sie reichten vom Verstehen einiger Worte bis hin zu ausgezeichneten Deutschkenntnissen, die sich aus einem bilingualen Zusammenleben mehrerer Generationen in einem Haushalt ergeben hatten.

In den Familiengeschichten und bei Familientreffen – so die Erinnerung der zweiten und dritten Generation –, spielte das Thema »Österreich« zwar eine wesentliche Rolle, doch stand es nicht immer im Vordergrund. Trotzdem war in den geführten Gesprächen bei allen Befragten die allererste Assoziation ident: Österreich ist als jenes Land im Familiengedächtnis eingeschrieben, aus dem die Vorfahren vertrieben und Angehörige im Holocaust ermordet wurden: *Austria is topic as far as the Holocaust is involved; it is a very emotional topic for my grandparents, approached often. They speak about it like it was yesterday (...) it is important for the family tradition.*¹⁰ Aufgrund ihres Wissens und der Anteilnahme am Schicksal der vertriebenen Eltern und Großeltern fühlten sich in dieser Gruppe auch die Enkel ihrer Geschichte bzw. der österreichischen Wurzeln beraubt: *Sadness and fear, I sort of think of my history being gone. My family had significant roots there, had a nice big apartment and a business and dance teachers and music teachers, a real community that they had known. I feel kind of ripped off, sad that I never got a part of it.*¹¹

Im Zuge der geführten Gespräche stellte sich jedoch heraus, dass bei der Weitergabe von Bildern und Narrativen über Österreich von der Generation der Vertrie-



Linke Seite: Erinnerungen an Österreich. Hans und Frederica Hacker beim Schifahren ca. 1936 in St. Anton/Arberg © Familienarchiv Hacker

Isabel Kobler de Salomon und Freunde, 1926 an der Donau in Wien © Isabel Kobler de Salomon

benen an ihre Nachkommen nicht der Holocaust oder die Vertreibungserfahrungen dominierten. Vielmehr erwies sich überraschenderweise die österreichische Küche als elementarer Gedächtnisort. Über die Jahre des Zusammenlebens der Generationen haben sich offensichtlich alltägliche Handlungen und Routinen aus der Herkunftskultur der Großeltern eindringlich im Familiengedächtnis verankert. In allen Erzählungen der zweiten und dritten Generation waren Wiener Schnitzel, Gulasch, Apfelstrudel, Sachertorte, Salzburger Nockerl und Knödel präsent. In einigen Familien dienten die Küche und traditionelle Essgewohnheiten als ein kulturelles Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Bewohnern der USA. Dies gilt zum Beispiel für Catherine Lederer-Plaskett, die von den kulinarischen Genüssen aus Kindheitstagen in New York schwärmt. Trotz Berufstätigkeit fand ihre Großmutter Zeit, duftenden Apfelstrudel, Paprikahendl, herrliche Saucen und viele wohlschmeckende Gemüsegerichte herzustellen. *I don't know how she would work all day and come home and make the food she would make. [...] What I did think about when I would go to my friends' houses? My god how boring their food is. It is just broiled meat. They would have a vegetable, a potato and some broiled meat and I would think how **not** dinner that is. [...] Food was very much part of our lives [...] it was such an important part and that was when family sat down, it was very much the centre of Sunday dinners.*¹²

Die Familienrezepte wurden gehütet und als Besonderheit an die nächste Generation – oft in handschriftlicher Form, genauso wie sie aus Wien mitgenommen worden waren – weitergegeben; sie wurden zu einem

essentiellen Bestandteil der Familientraditionen. *The Austrian habit [...] I have taken over, is culinary, is that I cook. And you know, much of what I cook are Viennese recipes from my grandmother. [...] My kids are used to Apfelkuchen mit Mürbeteig und Linzertorte, Strudel. You*

www.fsg.at Fraktion Sozialdemokratischer GewerkschafterInnen



FAIR. SOZIAL. GERECHT.



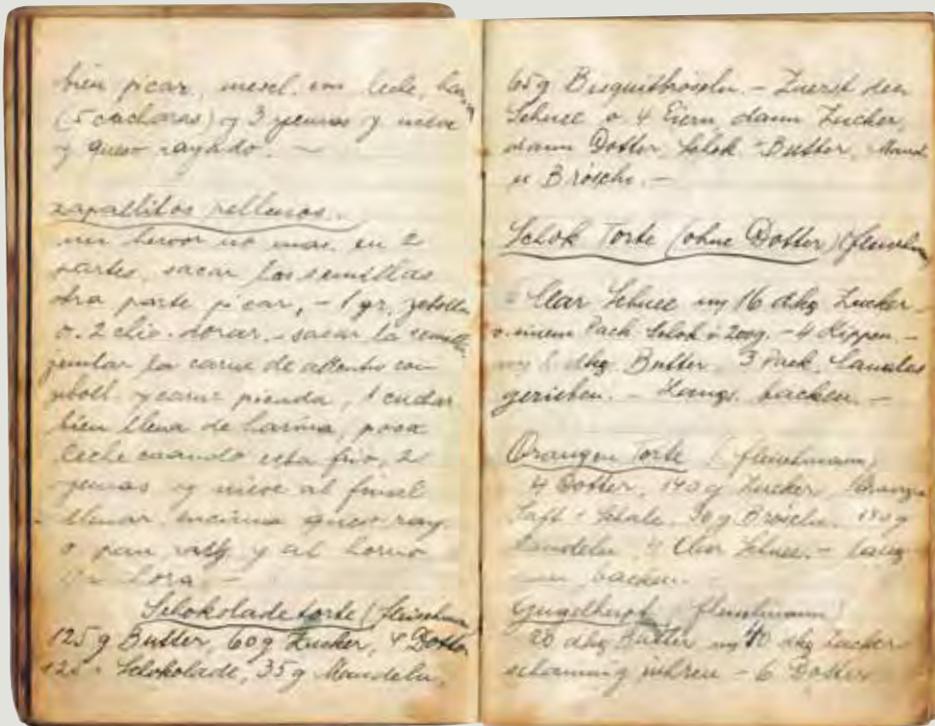
Leisten wir uns Verteilungs-Gerechtigkeit

**Reichtum zu besitzen ist keine Arbeit – ihn sich zu erarbeiten aber schon.
Daher Arbeit entlasten und Vermögen* belasten!**

* Nur Vermögen über 700.000 Euro!

Damit alle was davon haben!





Kochbücher wurden in die Emigration mitgenommen, Rezepte ausgetauscht und Speisen aus der »neuen Heimat« ausprobiert.
© Kochbuch aus dem Familienarchiv Hacker, Buenos Aires

know, my son who is born in June, knows that for his birthday he gets Marillenknoedel. And for my birthday it is August, so we get Zwetschkennödel.¹³

Fragmente als Familiengedächtnis

Untersuchungen zeigen, dass sich das Familiengedächtnis oftmals nicht aus den großen Narrationen bildet, sondern vielmehr sind es die kleinen, gewöhnlichen, oftmals fragmentarischen Geschichten, die tradiert werden. In der Diskussion über Gedächtnisformen tritt Harald Welzer dafür ein, auch die Formen der nicht-intentionalen Weitergabe von Erinnerungen zu berücksichtigen. Er bezeichnet diesen Vorgang als »soziales Gedächtnis bzw. als eine Vergangenheitsbildung en passant«. Eine absichtslose Weitergabe der eigenen Vergangenheit an die Nachkommen erfolgt beispielsweise durch Interaktion bei Familientreffen und durch das Erzählen von persönlichen Geschichten, über unterschiedliche Medien wie Kunstwerke, Fotos, Magazine, Filme oder über Aufzeichnungen (z. B. Briefe), die gar nicht zum Zweck der historischen Vergegenwärtigung angefertigt wurden. Eine Familiengeschichte wird dialogisch tradiert und durch die soziale Interaktion der Beteiligten kontinuierlich im gemeinsamen Erinnern hergestellt.¹⁴ Doch auch der emotionalen Qualität von Erinnerungen

sollte verstärkte Aufmerksamkeit zukommen, da diese nicht nur die Grundierung für die Bedeutsamkeit und Dauerhaftigkeit von Erinnerungen liefert, sondern auch im Prozess der Tradierung eine enorm große Rolle spielt.¹⁵

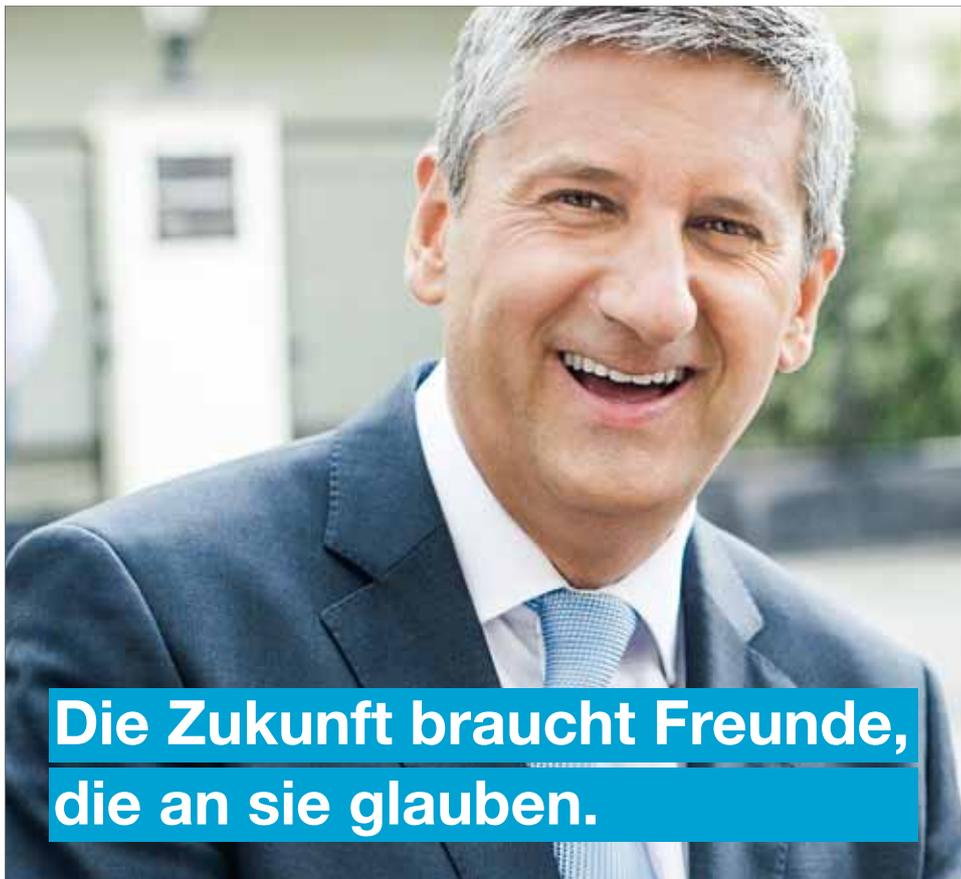
Die Analyse der Interviews in den untersuchten Familien zeigt, dass der emotionale Wert der österreichischen bzw. Wiener Küche trotz des erlittenen Traumas der Vertreibung und der Entwurzelung für die erste Generation im Alltag beträchtlich gewesen sein muss. Durch alltägliche Handlungen wie beispielsweise das Kochen, das Vorsingen von österreichischen Kinderliedern oder das Erzählen von Geschichten aus der Kindheit und Jugendzeit in Wien, gaben sie nicht nur persönliche Erinnerungen und Bilder über Österreich an ihre Nachkommen weiter, sondern kreierten im Zuge dieser unbewussten sozialen Praxis distinkte Zonen von *Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Menschen zu »geschichtlichen Wesen« macht*.¹⁶ Jonathan Spira, dessen Familie eine besondere Vorliebe für österreichische Mehlspeisen wie Salzburger Nockerl und Sachertorte hegt, erklärte sich den auffälligen Stellenwert der österreichischen Kochkunst im Familiengedächtnis der untersuchten Familien folgendermaßen: *Food has tremendous representational value, something you can recreate without being there, it has that possibility, you can't be there, but you can recreate*.¹⁷ □

Anmerkungen

- 1 Beide Projekte – »Emigration. Austria – New York (1995–1997)« und »Erinnerungen aus der Ferne (2000–2002)« wurden am Institut für Geschichte der Universität Graz bzw. am LBI für Gesellschafts- und Kulturgeschichte von Andrea Strutz und Manfred Lechner entwickelt und als Video History Projekte durchgeführt.
- 2 Interview mit Kurt Elias (geb. 1918 in Wien, verst. 2010 in New York) am 15. Februar 1996, New York.
- 3 Siehe dazu Aleida Assmann, *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Tradition, Erinnerung.* Hamburg 2001, S. 103–122, hier S. 115–118.
- 4 Interview mit Edmund Engelmann (geb. 1907 in Wien, verst. 2000 in New York) am 22. März 1996, New York.
- 5 Vgl. Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945.* Wien 1999, S. 27–28.
- 6 Die Konferenz von Evian fand vom 6. bis 15. Juli 1938 im französischen Evian-les-Bains am Genfer See statt. Auf Initiative des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt trafen sich Vertreter aus 32 Nationen, um die Möglichkeiten der Auswanderung von Juden aus Deutschland und Österreich zu besprechen.
- 7 Rund 65.000 Personen, etwa ein Drittel der jüdischen Bevölkerung Österreichs, wurden Opfer der Shoah.
- 8 Vgl. Moser, *Demographie*, S. 65–71.
- 9 Vgl. Helga Embacher, *Die USA als Aufnahmeland von jüdischen Verfolgten des NS-Regimes und Holocaustüberlebenden.* In: Ulla Kriebner et al. (Hrsg.), »Nach Amerika nämlich!« *Jüdische Migrationen in die Amerikas im 19. und 20. Jahrhundert.* Göttingen 2012, S. 111–134, hier S. 125; Michael Winkler, *Metropole New York.* In: *Exilforschung 20/2002: Metropolen des Exils*, S. 178–198, hier S. 179.
- 10 Interview mit Lisa Mehl (geb. 1973), 25. Mai 2001, New York.
- 11 Interview mit Willy Wiener (geb. 1965), 6. Juni 2001, New York.
- 12 Interview mit Catherine Lederer-Plaskett (geb. 1955), 22. Juni 2001, Hartsdale, NY.
- 13 Interview mit Jerry Elmer (geb. 1951), 17. Juni 2001, New York.
- 14 Vgl. Harald Welzer, *Das soziale Gedächtnis.* In: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Tradition, Erinnerung.* Hamburg 2001, S. 9–21.
- 15 Ebda, S. 20.
- 16 Ebda, S. 16.
- 17 Interview mit Jonathan Spira (geb. 1961), 24. Mai 2001, New York.

Literatur

- Gabriele Anderl, *Flucht und Vertreibung 1938–1945.* In: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hrsg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.* Wien-Köln-Weimar 1996, S. 235–275.
- Judith S. Kestenberg, *Die Kinder der Verfolgten. Ein Vergleich zwischen den Analysen der Erwachsenen und der Kinder.* In: *Forum Psychoanalyse 19/2003*, S. 235–245.
- Albert Lichtblau, *Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn – Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart.* In: Eveline Brugger et al., *Geschichte der Juden in Österreich. Österreichische Geschichte Band 15.* Wien 2006, S. 447–565.
- Gabriele Rosenthal (Hrsg.), *Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern.* Gießen 1999.
- Andrea Strutz, *Geteilte Leben. Erinnerungen jüdischer Vertriebener in den USA an NS-Verfolgung, Krieg und Österreich.* In: Siegfried Mattl et al. (Hrsg.), *Krieg, Erinnerung, Geschichtswissenschaft.* Wien-Köln-Weimar 2009, S. 111–141.



**Die Zukunft braucht Freunde,
die an sie glauben.**

Michael Spindelegger
Dr. Michael Spindelegger
Vizekanzler & Außenminister

Szenisches Erinnern

»Das abenteuerliche

Kurt Grünberg

Die folgende Fallvignette¹ ist Teil des Forschungsprojekts »Szenisches Erinnern der Shoah. Zur transgenerationalen Tradierung extremen Traumas in Deutschland«, das zusammen mit Friedrich Markert am Sigmund-Freud-Institut, Frankfurt am Main durchgeführt wird. Empirische Datenbasis der Studie sind psychoanalytische Behandlungen, Begegnungen und Interviews mit Shoah-Überlebenden beziehungsweise deren Nachkommen im »Sigmund-Freud-Institut«, im »Jüdischen Psychotherapeutischen Beratungszentrum«, im »Treffpunkt für Überlebende der Shoah« oder in der psychoanalytischen Praxis. Die Untersuchung hat zum Ziel, die unbewussten Vermittlungsprozesse und -dynamiken von Verfolgungserfahrungen jüdischer Überlebender an ihre Nachkommen speziell im »Land der Täter« zu ergründen. Die psychosozialen Spätfolgen der Shoah sind nur zu verstehen, wenn man sie auch in ihrer gesellschaftlich-sozialen Dimension analysiert.

Am Beispiel der Kurzanalyse eines Überlebenden der Shoah und dessen Beziehung zu seinem Sohn in häuslicher Umgebung wird dargelegt, wie sich die psychischen Folgen von Extremtraumatisierungen und vor allem deren unbewusste Tradierungen in die zweite Generation hinein in unbewussten »Szenen« vollziehen.

Über die Konzepte der Szene von Hermann Arglander und Alfred Lorenzer² hinausgehend werden hier die alltäglichen Beziehungen, die häuslichen Verhältnisse und die gelebte Abschottung von einer »deutschen« Alltagswirklichkeit in die Erforschung des szenischen Erinnerns der Shoah miteinbezogen. Folgen von Extremtraumatisierungen im Rahmen der Shoah »übertragen« sich oft sogar bevorzugt auf bestimmte Realitäten, die über bloß Interpersonelles oder dynamische Gruppenprozesse weit hinausreichen.

Alfred Silbermann

Vor einiger Zeit meldete sich der 85jährige Alfred Silbermann im »Jüdischen Psychotherapeutischen Beratungszentrum«. Da er aufgrund seiner gesundheitlichen Beeinträchtigungen große Schwierigkeiten habe, die eigene Wohnung zu verlassen, bat er mich um einen Hausbesuch. Er sei ein Überlebender der Nazi-Verfolgung und mache sich große Sorgen um seinen erwachsenen Sohn Gabriel, der einen Suizidversuch unternommen habe. Er suche dringend Hilfe – »für Gabriel«.

Noch am Telefon erfahre ich, dass Herr Silbermann vor einigen Jahren zusammen mit seinem Sohn aus Süddeutschland in einen Frankfurter Vorort gezogen ist, nachdem seine Ehefrau infolge einer schweren Erkrankung gestorben war. Er sei über viele Jahre sehr erfolgreich im Textilhandel tätig gewesen und habe sich in seiner freien Zeit intensiv mit dem Nationalsozialismus befasst. Für Herrn Silbermann nicht nachvollziehbar, sei Gabriel in einer seelischen Krise aus dem Fenster gesprungen, habe diesen Suizidversuch aber mit vergleichsweise harmlosen Verletzungen überlebt.

Das gewünschte Arrangement, ihn zuhause aufzusuchen habe ich akzeptiert, weil wir in unserer Arbeit im »Jüdischen Psychotherapeutischen Beratungszentrum« oder im »Treffpunkt für Überlebende der Shoah« grundsätzlich die Bereitschaft haben, uns so weit wie möglich auf die Vorgaben der Überlebenden einzulassen, um die Schwelle für psychotherapeutische Gespräche möglichst gering zu halten. Vor allem aber erhält man dabei, jemanden in seiner privaten Umgebung zu erleben, besondere Einblicke in das Leben dieses Menschen, wie er sich im wahrsten Sinne darin »ingerichtet« hat. Hier nämlich kann man die Nachwirkungen des extremen

der Shoah.

Leben des Alfred Silbermann«

*Im Ghetto von Litzmannstadt/
Lodz, 1940/41 © bpk/Zermin*



Traumas in deren sozialen und räumlichen Kontexten besser als irgendwo sonst erfassen. Die so häufig zu beobachtende Vergegenständlichung der traumatischen Verhältnisse im Äußeren, in den häuslichen Arrangements, bliebe – ohne Hausbesuche – unerkannt.

Als ich zum vereinbarten Zeitpunkt, der auf Wunsch von Herrn Silbermann auf den frühen Vormittag gelegt wurde, weil sein Sohn zu dieser Zeit nicht zuhause sein würde, an der Haustür klingele, tut sich eine Weile gar nichts. Nach einigem Warten ist es – für mich überraschend – Gabriel, der Sohn, der mir die Tür öffnet, während sich sein Vater einen Bademantel überzieht. Herr Silbermann sei erst am Morgen aus der Klinik entlassen worden, die er wegen seines Bluthochdrucks hatte aufsuchen müssen. Ich warte noch eine Weile im dunklen Hausflur, bis ich in das recht nüchtern eingerichtete Wohnzimmer gebeten werde. Dort fällt mir auf, dass die Fenster mit Schlössern versehen sind. Herr Silbermann fordert seinen Sohn sogleich auf, uns Kaffee zu servieren und mir sein Entlassungsschreiben aus der Klinik zu zeigen. Dann bedeutet er Gabriel, doch an dem Gespräch teilzunehmen, es gehe ja schließlich um *ihn*. Dieser zieht es zwar vor, sich in sein Zimmer nebenan zu verziehen, ist aber dennoch anwesend. Dies wird deutlich, als er sich später, und zwar genau in dem Moment zu Wort meldet, als vom Tod seiner Mutter die Rede ist: *Ich denke noch oft an sie!* Gabriel erwähnt in diesem Zusammenhang auch seine aktuelle psychotherapeutische Behandlung: *Da bin ich eigentlich ausgelastet.*

Komplexe Verstrickungen

Herr Silbermann entwertet aktuelle wie frühere psychotherapeutische Behandlungen seines Sohnes massiv, während seine Schilderungen in mir keinen negativen Eindruck entstehen lassen. Mir erscheinen die kritisch beäugten Bemühungen um Gabriels Separation-Individuation bei diesem übergreifigen und entwertenden Vater durchaus nachvollziehbar, wenngleich sie den tiefen Anbindungsversuchen an den Vater, wie der Kraft und Bedeutung der Verpflichtung, für den Vater Selbstobjekt zu sein, nicht wirklich gerecht werden. Meines Erachtens ist es vor allem der hoch betagte Vater, der sich in einer schwierigen Konfliktlage befindet und daher psychotherapeutische Hilfe benötigt, eine Hilfe, die er allerdings – zumindest auf bewusster Ebene – vehement zurückweist. Er erkrankt zunehmend häufig, hat immer wieder den eigenen Tod vor Augen, habe *nicht mehr lan-*

ge zu leben und sein Leben *abgelebt*. Herr Silbermann äußert sich besorgt, seinen Sohn nicht allein lassen zu können.

Im Verlauf der weiteren Gespräche scheint er jedoch Vorbewusst ein Gespür dafür zu entwickeln, dass es in seinem Leben komplexe Verstrickungen in Schuld- bzw. vermeintliche Schuld-Zusammenhänge gibt, die er nicht aufzulösen vermag. Die Versuche von ihm, sein Leiden nicht als das eigene anzunehmen, greifen offenbar nicht mehr. Der Auftrag von Herrn Silbermann an mich besteht also vordergründig darin, ihn zu unterstützen, seinen Sohn zum Leidenden zu erklären. Seine eigene Hilfsbedürftigkeit darf keinesfalls offenbar werden, würde sie ihn doch daran erinnern, wie er selbst als der einzige Nachkomme seiner Eltern ohnmächtig miterleben musste, dass diese gleich nach der gemeinsamen Ankunft im KZ »ins Gas geschickt« wurden: *Meine Eltern kamen in eine andere Schlange. Meinem Vater habe ich nicht mal ›Auf Wiedersehen‹ gesagt.* Ein älterer Häftling habe ihn später dazu gebracht, ihm das Kadisch für die Eltern »nachzusprechen«.

Schon bei einem der ersten – unserer bislang insgesamt elf meist mehrstündigen – Gespräche fordert Herr Silbermann mich auf, ein Buch aus seinem Bücher-schrank zu holen, sein Tagebuch, in dem er einige Erinnerungen aus dem Sommer 1942 festgehalten habe, die er als junger Mann erleben musste. Über viele Jahre habe er sich vor allem intellektuell mit der Shoah befasst und nur wenig »Persönliches« festgehalten. Einzig diese Passage, die er mir zu lesen aufträgt, enthalte sehr Privates. Diese Textpassage übergibt er mir später als Kopie: *Eines Tages wurde ich von meiner Mutter geweckt, als deutsche Wachmannschaften mithilfe jüdischer Polizisten das ganze Viertel im Ghetto abgeriegelt hatten. Alle Ghattobewohner sollten sich auf den Höfen versammeln. Es wurde nach Versteckten gesucht, man hörte Schüsse. Auf Lastwagen befanden sich schreiende Kinder. Den Eltern wurden alle Kinder bis zum Alter von zwölf Jahren entrisen und auf die Lastwagen geworfen. Das Schreien der Kinder und der Eltern ging bis ins Mark. Dazwischen fielen immer wieder Schüsse, die auf fliehende Menschen abgegeben wurden. Dann kam unser Hof dran. Wieder spielten sich dieselben entsetzlichen Szenen ab. Mit Kolben und Knüppelschlägen wurden die Mütter und Väter von den Kindern getrennt, und auch diese wurden auf die Autos geschmissen. Die Autos waren voll Kinder. Die unteren Kinder waren offenbar schon erstickt, da immer wieder neue Kinder aufgeladen wurden. Diese Aktion lief von Hof zu Hof mit gleicher Grausamkeit ab. Straßenweit hörte man das Ge-*

*schrei der Menschen und immer wieder dazwischen die Schüsse der Mörder. – Als die Aktion vorbei war, ging das Gerücht um, dass die entrissenen Kinder in Waisenhäuser kämen, was aber keiner, angesichts der schrecklichen Ereignisse, glauben wollte. Abends war es in den Häusern still. Kein Kind lachte oder schrie mehr. Nur das Jammern und Weinen der Mütter war zu hören. Am Abend **stürzte sich eine junge Frau aus dem Fenster unseres Hauses zu Tode**, deren Kinder man ebenfalls weggenommen hatte. Als später ihr Mann von der Arbeit nach Hause kam und vom furchtbaren Geschehen erfuhr, erhängte er sich.*

Während Herr Silbermann reglos dasitzt und mich aufmerksam beim Lesen beobachtet, bin ich einerseits erschüttert, denn das, was ich zu lesen bekomme, ist schier unaushaltbar. Andererseits kann ich mein Entsetzen nicht mit ihm teilen, weil ich seine regungslose Unnahbarkeit, aber auch seine Zerbrechlichkeit spüre. Mir kommen die Tränen, die meine Gefühle von tiefer Ohnmacht, Verzweiflung und Entsetzen zum Ausdruck bringen. Herr Silbermann nimmt meine Tränen äußerlich ungerührt zur Kenntnis. Es scheint ihm zwar wichtig, mich erreicht zu haben. Er ist aber nicht imstande, seine Emotionen zuzulassen. Sie zu fühlen wird gewissermaßen an mich delegiert.

Unendliche Hoffnungslosigkeit

Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Gabriel hat sich doch ebenfalls aus dem Fenster gestürzt! Und ich denke an die unendliche Hoffnungslosigkeit in seiner Familie. Es scheint, als wäre Gabriel auch in der Art seines Suizidversuchs eine unbewusste Transposition eingegangen. Judith Kestenbergs³ zufolge handelt es sich hier um ein über gewöhnliche Identifizierung hinausgehendes Sich-Hineinversetzen, um eine unbewusste körperliche Teilnahme an etwas höchst Bedeutsamem aus der Zeit der Verfolgung seines Vaters, ein Modus, den der Psychiater und Psychoanalytiker Paul Schilder als »Apersonierung« (»Appersonization«) bezeichnet.⁴ In den *Zeittunnel* der Verfolgungsgeschichte hinabgestiegen, agiert Gabriel etwas aus, womit sein Vater ohne Unterlass beschäftigt ist. Ohne es zu wissen, *lebt Gabriel – in einer Doppelexistenz⁵ – die Vergangenheit seines Vaters.*

Zugleich könnte man den Suizidversuch Gabriels aber auch als seinen vollkommen missglückten Separations-Individuations-Versuch verstehen. Er »beseitigt« eher sich selbst, als sich seinen Hass-Gefühlen gegenüber dem Vater und der dahinterliegenden Trauer zu-



zuwenden. Und selbst wenn er mit diesem Versuch »erfolgreich« gewesen wäre, so bliebe er dennoch – bis in alle Ewigkeit – an den Vater gebunden.

Herr Silbermann jedoch, dem ich meine Gedanken zur Transposition mitteile, gibt sich unberührt: *Davon weiß Gabriel nichts*, entgegnet er mir abwiegelnd.

Weil ich mich von seiner oftmals ruppigen Art und seinen Entwertungen nicht abschrecken lasse, entsteht auch in den nachfolgenden Gesprächen zwischen uns zuweilen eine recht vertrauensvolle Nähe, die mich beispielsweise dazu bringt, ihm zu seinem Geburtstag, an dem ich ihn aufsuche, ein Geschenk mitzubringen. Wie viele andere Überlebende, so stellt auch er mir persönliche Fragen, die ich zum Teil beantworte. Auf diese Weise erfährt er von mir, dass ich eine blinde Tochter habe (was später eine Rolle spielen wird).

Herr Silbermann sagt von sich, dass er *direkt und klar* sei, *kein Prophet*, er rede *Tacheles*, bewege sich *immer auf dem Boden der Tatsachen* – der Psychoanalyse gegenüber ist er skeptisch. Von meiner Entgegnung, das sei *doch gut, wenn Sie offen mit mir sprechen, dann kann auch ich Ihnen Dinge so sagen, wie ich sie meine*, scheint er über-

rascht. So teile ich ihm auch mit, dass sein Sohn meiner Ansicht nach keine zusätzliche psychotherapeutische Behandlung brauche. Ihm hingegen biete ich weitere Gespräche an und sage: *Ich spüre, wie schwer es Ihnen fällt, sich persönlich zu öffnen. Es kann beunruhigend sein, wenn ein anderer Mensch wichtig wird, angesichts all der Verluste, die Sie erlitten haben.* Als sein Sohn beim nächsten Mal wieder einmal anwesend ist, sagt Herr Silbermann zu ihm: *Der Herr Dr. Friedman* (er verwechselt mich vermutlich mit Michel Friedman) *meint, ich bräuchte Gespräche.* – Dass er zu erkennen beginnt, dass Gabriel vielleicht auch *ihn* als Adressaten seines Suizidversuchs betrachtet haben könnte, bringt Herr Silbermann mit einer weiteren Fehlleistung zum Ausdruck: statt von Gabriels »Selbstmord-Versuch« spricht er versehentlich von dessen »Selbstmord-Attentat«, ein Versprecher, den ich für höchst bedeutsam halte.

Im Verlaufe der nächsten Stunden kommt es zu weiteren Entwertungen Gabriels durch seinen Vater. Früher habe Frau Silbermann oftmals bis spät abends mit ihrem Sohn gegessen, *bis sie sagte: enough.* Herr Silbermann dagegen sei schon früh schlafen gegangen: *Was kann ich mit ihm reden?* Er mokiert sich auch über die Unvernunft und den mangelnden Geschäftssinn seines Sohnes. Die psychotherapeutischen Behandlungen seien alleamt *sinnlos, ihr Geld nicht wert* und teilweise *grob fahrlässig* gewesen. Mit Gabriel *kann man nicht reden, das hat keinen Sinn.* Auch er selbst *brauche keine Behandlung*, echauffiert er sich. Und später, als ich vorschlage, wir könnten die weiteren Gespräche im Sigmund-Freud-Institut führen, meint er: *Sie können hierher kommen; für ein Taxi will ich kein Geld ausgeben.* Um meine Arbeit weiter abzuwerten, hält er mir dann vor: *Wenn dies hier ein Geschäftsgespräch wäre, würde ich sagen: »kalte Lockschenk.«* (jiddisch: Nudeln) *Es hat keine Bedeutung, das Gespräch mit Ihnen – nach fünf Minuten ist das vergessen.* Dass er mit diesen Attacken gegen mich versucht, ein Gefühl von Zuneigung und Wünsche nach Nähe mir gegenüber abzuwehren, wird deutlich, als er bemerkt: *Eigentlich bin ich für Sie doch nur ein Studienobjekt*, letztlich sei man *im Leben allein.* Im Krankenhaus habe ihn niemand besucht: *Das war schlimmer als im KZ, entfährt es ihm, in Auschwitz waren wenigstens andere Jidden mit mir.* Ich spüre seine große Einsamkeit. Als ich sage, er sei mit vielem allein und ohne Tröstung geblieben, versucht er, ein Schluchzen zu unterdrücken.

In der fünften Sitzung beschwert sich Herr Silbermann über die Tatsache, dass sein Sohn eine nicht-jüdische Freundin habe. Als ich ihn damit konfrontiere, dass er einerseits entschieden habe, in Deutschland zu



leben, auf der anderen Seite aber nicht zu akzeptieren bereit sei, dass sein Sohn eine Beziehung zu einer nicht-jüdischen Frau unterhalte, entgegnet er mir: *Jetzt schmeiße ich Sie raus! Die letzte Nacht hab' ich so schlecht geschlafen.* Als ich mich gleich daran mache zu gehen, fragt er jedoch: *Kommen Sie nächste Woche wieder?*

Beim nächsten Mal begrüßt er mich freudig: *Kommen Sie rein – Sie kennen sich ja aus.* Dann fällt mir auf, dass auf dem Tisch eine Kerze brennt, und er sagt: *Es ist mir ein Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen – da habe ich jemanden, mit dem ich reden kann. – Ich habe niemals mit jemandem über meine persönliche Geschichte gesprochen, mit niemandem, auch mit meiner Frau nicht – und sie hat mir ihre Geschichte auch nicht erzählt.* Nachdem er zahlreiche Erfahrungen und Szenen aus seinem ereignisreichen Leben schildert, die ich interessiert aufnehme, fordert er mich auf: *Schreiben Sie doch ein Buch über mich. Den Titel habe ich schon: Das abenteuerliche Leben des Alfred Silbermann.* Und zur Verabschiedung meint er: *Nächste Woche: same place, same time.*

Gegenübertragung

In der Nacht vor der folgenden Sitzung mit Herrn Silbermann habe ich folgenden Traum: *Ein Detektiv erzählt mir, dass der letzte Überlebende, der in Frankfurt starb, umgebracht worden sei; und zwar, weil er der Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen nicht zugestimmt hat. Weil ich angebe, viele Überlebende zu kennen, gerate ich in Verdacht. Mein Verdacht fällt aber auf den Sohn eines Überlebenden, der bei mir in Analyse war: ob der seinen Vater umgebracht haben könnte?*

Laplanche und Pontalis verstehen die »Gegenübertragung« als *Gesamtheit der unbewussten Reaktionen des Analytikers auf die Person des Analysanden und ganz besonders auf dessen Übertragung.*⁶ Gegenübertragungsträume können von besonderem Erkenntniswert sein für das Ergründen des unbewussten therapeutischen Prozesses und im vorliegenden Zusammenhang insbesondere bezüglich des szenischen Miteinanders von Analytiker und Patient.

In diesem Sinne offenbart mein Gegenübertragungstraum vor einer Sitzung mit Herrn Silbermann – nur unzulänglich verhüllt – mörderische Impulse, die ich gegen ihn hege. Offensichtlich bin ich hier mit seinem Sohn identifiziert, übernehme im Traum das, was Gabriel unbewusst gegen seinen Vater im Schilde führt, was es ihm ermöglichen sollte, sich von solch einem Vater zu »befreien«; was ihm aber aufgrund seiner gleichzeitigen vorhandenen Liebe zu ihm, vor allem aber um den

Vater vor seinen aggressiven und destruktiven Gefühlen zu schützen, nicht gelingt. Aufgrund der schweren Traumatisierung des Vaters darf ihm das auch niemals gelingen, denn das ließe ihn glauben, sich den realen Tätern, die den Vater zu vernichten trachteten, gleichzumachen. Der Vater ahnt das, er hat diese »Gefahr« übrigens benannt, indem er den Selbstmordversuch des Sohnes als »Attentat« bezeichnet.

Aber was soll Gabriel denn machen, um frei zu werden, zumal er spüren muss, dass der Vater – hinter einer panischen Angst verborgen – eigene vernichtende Hassgefühle seinem Sohn gegenüber empfindet? Dies ist nicht der ödipale Hass, nicht der symbolisch gefasste Vernichtungsdrang, wie wir ihn aus neurotischen Familienverhältnissen und aus der Mythologie kennen. Diese Vernichtungsimpulse und Ängste, vernichtet zu werden, müssen hier so verstanden werden, dass sie im nächsten Moment real zu werden drohen. Ihre Einbindung in ein Selbst- und in ein Weltvertrauen wird aufgrund der extrem traumatischen Geschichte von Herrn Silbermann als eine höchst fragile Angelegenheit empfunden. Die Möglichkeit, dass sie in Handlungen

„Jugendgewalt ist ein wichtiges Thema. Es geht uns alle an. Ich lade alle ein, ein Zeichen zu setzen!“

Dr. Claudia Schmied
Bundesministerin für Unterricht, Kunst und Kultur

Weiße Feder
Gemeinsam für Fairness und gegen Gewalt

Eine Initiative des Bundesministeriums für
Unterricht, Kunst und Kultur

www.weissefeder.at

Entgeltliche Einschaltung

bm:uk Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur

»umkippen«, diese Möglichkeit hat ihren Schrecken nicht verloren. Vielmehr droht beständig eine Wiederkehr der real erlebten traumatischen Wirklichkeit. Von all dem ist Gabriel absolut überfordert. Für das Dilemma, in dem er sich gefangen fühlt, ist er völlig blind. Der Analytiker hingegen, der den eigenen Traum als Traum des Sohnes sprechen lässt, kann dies erkennen.

Das muss Herrn Silbermann beunruhigen, bereitet ihm vermutlich große Angst, die Schleusen seiner Emotionen könnten sich öffnen, so dass seine Inszenierungen im Dienst der Abwehr zusammenbrechen. Der Analytiker wird so zu einem bedrohlichen Objekt, das Gefühle von Schmerz, Trauer, Verzweiflung, Ohnmacht und Angst vor Vernichtungswünschen hervorruft und deshalb aufgegeben werden muss.

So überrascht es nicht, dass Herr Silbermann in der nachfolgenden Sitzung die Szene weiterführt und abermals seine Zweifel an der Psychotherapie benennt: *Wir profitieren beide nicht von unserer Therapie.* Ich entgegnete ihm: *Sie sagen, unsere Gespräche helfen Ihnen nicht weiter. Kein Gespräch kann die Vergangenheit rückgängig machen, es gibt keine »Wiedergutmachung«. Aber ich habe den Ein-*

druck, dass Sie mit dem, was in Ihnen so heftig arbeitet, sehr einsam sind. Vielleicht macht es Sinn, sich damit gemeinsam zu befassen.

Nach einem Moment des Nachdenkens sagt er: *Haben Sie den Fernsehfilm über die Behandlung von Blinden gesehen? Da habe ich an Sie gedacht.* Er kommt mir hier sehr nahe und berichtet gleich darauf, wie er einmal mit einer jungen Frau, die im Ghetto im Stockwerk über seiner Familie wohnte und ein Grammophon hatte, getanzt habe. Als sein Vater das bemerkte, bekam Alfred eine Ohrfeige verpasst: *Wie kannst Du tanzen, wenn draußen Leichen auf dem Schubkarren gefahren werden?* Gerade diese Erinnerung macht – dies kann hier nur angedeutet werden – so eindrucksvoll deutlich, wie Ödipalität mit Tod und Vernichtung verschmolzen ist und ihn daran hindert, seinem Sohn das zu ermöglichen, was ihm seine Geschichte für immer verunmöglicht hat.⁷

Man hat nur an sich gedacht, sagt Herr Silbermann dazu zu mir, weil er auch heute noch glaubt, das »entschuldigen« zu müssen.

In der elften Sitzung – nach einer erneuten Klinikweisung des Sohnes – bricht er die Gespräche zu mir ab: *Sie haben auf ganzer Linie versagt. Gabriel ist in der Geschlossenen. Sie haben die Tragweite nicht erfasst [...] Ich bin ein höflicher Mensch – es gibt nichts mehr zu sagen.* Und später: *Ich musste immer meine Entscheidungen in meinem Leben allein treffen – niemand hilft einem. Alle meine Entscheidungen in meinem Leben waren richtig, auch diese, Sie jetzt rauszuschmeißen.* Die Verleugnung des Vaters, dass es eine **wechselseitige** Verstrickung gibt, und dessen destruktives Agieren haben wieder die Oberhand gewonnen, die erneute Erkrankung des Sohnes hat seine alte Überzeugung bestärkt und damit seine Abwehr gerettet.

Der Hinauswurf löst in mir zunächst ein dumpfes Gefühl ohnmächtigen Ausgeliefertseins aus. Ich bin hilflos und bedrückt, frage mich, was ich mir vorzuwerfen habe und ob all meine Bemühungen umsonst waren. Gleichzeitig bin ich aber auch sehr verärgert und wütend über die massiven Entwertungen, die Alfred Silbermann mir (und anderen Menschen) wiederholt entgegengebracht hat. In einer Intervisionssitzung, kurz nach diesem Abbruch der Behandlung, spüre ich erneut meine verzweifelte Wut, die abermals einen mörderischen Gedanken in mir auftauchen lässt: Ich erschrecke, als ich mich sagen höre: *Soll der doch verrecken!*

Erst später, im Kontext einer weiteren Expertensupervision, beginne ich zu erkennen, dass ich in Identifikation mit Gabriel gefürchtet habe, man könne mich tatsächlich hinauswerfen (aus dem Fenster? Dabei denke



ich auch an den Bericht einer Überlebenden, die bei der »Liquidation« eines jüdischen Kinderheimes im Ghetto beobachtete, wie kleine Kinder von SS-Männern einfach aus dem Fenster geworfen wurden; – auf den Lastwagen?) oder mich dazu bringen, selbst »aus dem Fenster zu springen«. Mein *Soll der doch verrecken!* sollte mich mit dem Abwehrmechanismus der »Wendung vom Passiven ins Aktive« versetzen, um mich aus einem Dilemma zu »retten«, das im Sinne eines »szenischen Erinnerns der Shoah« also auch an mich übertragen wurde.

Man könnte nun die These vertreten, Herr Silbermann sei gemäß dem von Anna Freud beschriebenen Abwehrmechanismus der *Identifizierung mit dem Angreifer*⁸ selbst zu einem Nazi geworden. Dafür könnte auch das Foto sprechen, das er mir kopiert hat: Dieses Foto zeigt ihn in einem schwarzen Ledermantel, den er für sich und einen sowjetischen Offizier nach der Befreiung anfertigen ließ. Während seiner Schilderung taucht in mir die Phantasie auf, dass er darin einem SS-Mann ähnele. Als ich diesen Gedanken äußere, lachen wir gemeinsam darüber.

Bei der analytischen Betrachtung unseres Lachens wird mir dessen Bedeutung klarer: Es ist den Nazis nicht gelungen, ihr Vernichtungswerk zu vollenden. Herr Silbermann und ich versichern uns gewissermaßen gegenseitig, am Leben zu sein und auch hassen zu dürfen; unser Lachen hat etwas Triumphales. Wir sind in die Rolle von Siegern über die Nazis geschlüpft. – Ein Verhalten wie das von Herrn Silbermann mit dem der SS gleichzusetzen, ist absolut unangebracht, auch wenn solche Überlegungen dem heutigen Zeitgeist entsprechen mögen; gibt es doch zahlreiche Belege für Versuche, sich durch Täter-Opfer-Umkehrungen, durch Parallelisierungen oder dadurch Entlastung zu verschaffen, indem man die fundamentale Differenz zwischen Nazi-Tätern und deren Opfern einzuebnen versucht.⁹

Verlust des Weltvertrauens

Alfred Silbermann lebt in dem Teil seiner Erfahrungswelt, der für den *Verlust des Weltvertrauens*¹⁰ und für die völlige Missachtung menschlicher Würde steht. »Niemals wieder« darf er der Macht Anderer ausgeliefert

SIEMENS

Kultur bereichert unseren Alltag.
Vor allem, wenn sie nicht alltäglich ist.
Kunst und Kultur gehen neue Wege. Mit Unterstützung von Siemens.

Die Förderung kultureller Projekte hat eine lange Tradition bei Siemens. Kunst und Kultur bereichern die Gesellschaft mit neuen und innovativen Ideen.

Deshalb sind wir stolz, in zahlreichen Ländern mit vielfältigen Initiativen und Projekten gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen.

[siemens.at/kultur](https://www.siemens.at/kultur)

sein. Er darf nicht mehr vertrauen, weil dies die Gefahr bedeutete, erneut enttäuscht zu werden. Ein wesentlicher Lebensinhalt von ihm besteht darin, dass er sich, seine Angehörigen und sein Volk »niemals wieder« dem eliminatorischen Vernichtungswillen der Täter¹¹ ausgeliefert sehen will. Hierin gründet sein Hass und die Unmöglichkeit, sich auf nahe Beziehungen einzulassen. Dies trifft zunächst einmal ihn selbst, denn damit sind ihm viele Erfahrungsräume versperrt.

Seine Tragik als Vater besteht darin, dass er in seinen Sohn etwas von sich selber hineinsieht, hineinprojiziert, nämlich seine Abhängigkeit, Bedürftigkeit und Schwäche, und das nun auf aggressive Weise abstoßen muss. Und genau dadurch bringt er den Sohn dazu, an seinem Vater zu verzweifeln und, statt in einem Separations-Individuationsprozess die eigene Autonomie entwickeln zu können, aus dem Fenster springen zu müssen. Für den Sohn Gabriel besteht die Tragik also vor allem darin, einen Vater zu haben, der ihm weder Vertrauen in das Leben noch in die Lebendigkeit von Beziehungen vermitteln konnte, und mehr noch, dass er zum Selbstobjekt des Vaters wurde, was dieser zur Sicherung seiner Existenz braucht, um mit der unerträglichen Vergangenheit, die nicht vergehen kann, weiterleben zu können. Dem Sohn versperrt dies jegliche Autonomie.

Die aggressiv-destruktiven Impulse und Verhaltensweisen des Alfred Silbermann gründen in einem traumatisch bedingten Misslingen eines Lösungsbemühens nach der Shoah, im Scheitern einer Eltern-Kind-Beziehung, die doch so etwas wie eine Heilung des Selbst und der Objekte sein sollte, eine Separation-Individuation kann hier nicht gelingen. Die Beziehung scheidet aufgrund einer Angst, dass sich die real erfahrene Verfolgung des Vaters wiederholt. Gabriel darf seine destruktiven Impulse nicht zulassen, weil sie seinen Vater an dessen Vernichtungsgänge erinnern. Das Oszillieren zwischen liebevoller Zuwendung und Entwertung des Sohnes (als Selbstobjekt) macht es ihm unmöglich, eine erwachsene ödipale Position zu gewinnen, um aggressive Affekte nun auf einer symbolischen Ebene verhandeln zu können. Ihm ist – bislang – als Ausweg nur geblieben, sich wie die Kinder im Ghetto zu »opfern«, auf jeden Fall aber sich im Sinne Kestenbergs in den »Zeittunnel« der Verfolgungsgeschichte des Vaters zu begeben, um dort zu finden, was die Tragik dieser Familie entscheidend geprägt hat. So hält er dem Vater die Wucht eines von den Nazis »vergifteten« ödipalen Hasses¹² entgegen.

Über die klassische Form der Übertragungsbeziehung hinaus agiert dabei der Analytiker für einen kurzen Moment in der realen Beziehung zum Überlebenden das, was über Jahrzehnte hinweg dessen Sohn als »Container« der unerträglichen Verfolgungserfahrungen in sich aufgenommen hatte und im Zusammenspiel mit dem Vater »verhandelt« hat. Wie der Sohn Gabriel, dessen Separationsversuch insgesamt jedoch scheitert, »überlebt« dabei auch der Analytiker einen »Hinauswurf«. Mithilfe der Expertensupervision sowie speziell anhand der Analyse eines Gegenübertragungstraumes gelingt es ihm, die unbewussten Zusammenhänge des »szenischen Erinnerns der Shoah« zu erkennen und – anders als der Sohn – dem unbewussten Mandat, das Trauma des Überlebenden mitzutragen und in der Alltagswirklichkeit szenisch mitzuleben, zu entkommen. Enough. □

Anmerkungen

- 1 Ein herzlicher Dank geht an Herrn Grillmeyer von der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg für die Erlaubnis des gekürzten Nachdrucks von: Kurt Grünberg, *Szenisches Erinnern der Shoah*. »Das abenteuerliche Leben des Alfred Silbermann«. In: Siegfried Grillmeyer (Hrsg.), *Jahrbuch der Akademie CPH. Anregungen und Antworten*. Im Fokus Rituale. Echter Verlag Würzburg 2012, S. 64–81. Ebenso Dank an das *American Journal of Psychoanalysis* für das Einverständnis, den in englischer Fassung vorliegenden Beitrag »Scenic memory of the Shoah. The adventuresome life of Alfred Silbermann« verwenden zu dürfen.
- 2 Hermann Argelander, *Das Erstinterview in der Psychotherapie*, Teil 1–3. *Psyche* 21/1967, S. 341–368, 429–467 und 473–512; Alfred Lorenzer, *Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs*. Frankfurt/Main 1970; ders., *Spracherstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. Frankfurt/Main 1970; ders., *Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften*. Hrsg. von Ulrike Prokop, Stuttgart 2002.
- 3 Judith Kestenberg, *Die Analyse des Kindes eines Überlebenden: Eine metapsychologische Beurteilung*. In: Martin S. Bergmann, Milton E. Jucovy, Judith S. Kestenberg (Hrsg.), *Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt/Main 1995, S. 173–206, hier S. 191.
- 4 Paul Schilder, *The Image and Appearance of the Human Body. Studies in the constructive energies of the psyche*. New York 1950, S. 172.
- 5 Kestenberg, *Die Analyse des Kindes*, S. 179.
- 6 Jean Laplanche, Jean-Bertrand Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/Main, 1980, S. 164.
- 7 Kurt Grünberg, *Liebe nach Auschwitz. Die Zweite Generation*. Tübingen 2000; ders., *Contaminated Generativity. Holocaust Survivors and their Children in Germany*. In: *The American Journal of Psychoanalysis* 67/2007, S. 82–96.
- 8 Anna Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Teil III: Zwei Beispiele für Abwehrtypen 9. Die Identifizierung mit dem Angreifer. In: *Die Schriften der Anna Freud*, Band I. München 1980, S. 293–304.
- 9 Kurt Grünberg, *Zur Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung*. In: *Psyche* 54/2000, S. 1002–1037; ders., *Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland. Ein Bericht über die Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung und über Strategien der Verleugnung und Rationalisierung der Shoah im Land der Täter*. In: Kurt Grünberg, Jürgen Straub (Hrsg.), *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern*. Tübingen 2001, S. 181–221.
- 10 Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart 1980.
- 11 Vgl. Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Berlin 1996.
- 12 Vgl. Grünberg, *Contaminated Generativity*.

**Vermehrt
Schönes!**

Transgenerationale

Traude Tauber, Klaus Mihacek, Stefan Strusievici

Nichts wirkt seelisch stärker auf die Kinder als das ungelebte Leben der Eltern.

Je »eindrucksvoller« die Eltern sind und je weniger sie sich ihrer eigenen Problematik (oft direkt um der Kinder willen!) annehmen, desto länger und desto mehr haben die Kinder das nichtgelebte Leben der Eltern zu tragen und das zwingend zu erfüllen, was diese verdrängt und unbewusst gehalten haben. (C.G. Jung)

Der klinische Psychologe Natan P. F. Kellermann formulierte auf einer Fachtagung in Köln im März 2011 in seinem Vortrag »Geerbte Alpträume – Wie werden seelische Eigenschaften vererbt?« zum Thema »Zweite Generation« folgende Fragen:

- Wie kann eine unterdrückte Erinnerung von einer Person an eine andere Person weitergereicht werden?
- Kann ein Kind wirklich das Unterbewusstsein seiner Eltern »erben«?
- Kann zum Beispiel der Kopfschmerz eines Kindes tatsächlich auf eine vor mehr als einem halben Jahrhundert erlittene Schusswunde am Schädel des Vaters zurückgeführt werden?
- Kann ein Kind sich an etwas erinnern, das die Eltern vergessen haben?
- Wenn ein Elternteil seine traumatisierenden Erfahrungen unterdrückt hat, wie können diese Erfahrungen dann Zugang zu der Psyche und dem Unterbewusstsein des Kindes finden?
- Werden wir einen Wissensstand erreichen, der es uns ermöglicht, objektiv nachzuweisen, dass Ängste, Verlangen und emotionale Probleme des Kindes definitiv auf die traumatischen Erfahrungen des Elternteils zurückgehen, um auf diesem Wege psychoanalytische Theorie mit Forschungsergebnissen aus der Neurobiologie zu belegen?¹

Die erste Generation

Der Psychoanalytiker Hans Keilson definierte im Buch »Sequentielle Traumatisierung« drei Phasen – vor, während und nach der Verfolgung – als relevant für die Ausbildung einer der Formen posttraumatischer Belastungsstörungen und anderer komorbider Störungen.² Er konnte bereits damals nachweisen, dass die Phase nach der Verfolgung besonders relevant für die Ausprägung der Traumatisierung ist. Aber er stellte auch salutogenetische Faktoren³ fest, die einerseits in einem direkten Zusammenhang mit dem »social support« in der »Phase danach« stehen und somit einen integrativen Bestandteil der Verarbeitung des Psychotraumas darstellen. Andererseits hinterlassen gravierende unverarbeitete psychische Traumatisierungen tiefe Spuren in Betroffenen und führen zu dauerhaften Veränderungen in der Persönlichkeit. Dadurch werden die Beziehungen insbesondere zu nahestehenden Personen – eben auch den eigenen Kindern – beeinflusst. Dieser belastende Hintergrund der traumatisierten Eltern fällt besonders in aktuellen Situationen, seien es neue Entwicklungsschritte, seien es Ablösungssituationen, aber auch Ereignisse, die mit dem Älterwerden der ersten Generation einhergehen, ins Gewicht. Schwere Traumata von nahen Angehörigen, insbesondere der Mutter, können vom Kind so erlebt werden, als wären sie ihm selbst widerfahren. Es entstehen transgenerationale Introjekte⁴ in der psychischen Struktur des Kindes.

Die zweite Generation

Oft hat die erste Generation ihre innere Sicherheit verloren, mit weitreichenden Folgen für ihre Beziehungs- und Bindungsfähigkeit, weshalb sie sich größtmögliche Sicherheit für ihre Kinder wünscht.

Traumatisierung

Diese lernen dadurch überwacht und ängstlich zu sein – daraus ergeben sich oft Schwierigkeiten bei der Ablösung und Individuation.⁵ Ein Teil der Überlebenden der NS-Verfolgung versucht durch den »Pakt des Schweigens« schmerzhaft Erinnerungen von ihren Angehörigen fernzuhalten, doch dadurch kommt es zur Vermittlung impliziter Botschaften an die Kinder, die in ihrem Bemühen, den elterlichen Schmerz zu verstehen, den Nebel des Schweigens mit ihren Phantasien füllen. Auf diese Weise können Traumata übertragen werden. Manche Überlebende können die Auswirkungen der Traumatisierung nicht kontrollieren, überfluten ihre Umgebung, insbesondere ihre Kinder, mit ihren Erzählungen des Erlebten und überfordern damit deren Verarbeitungsmöglichkeiten. Was bedeutet es für die Entwicklung eines Kindes, wenn die Mutter es nie ne-

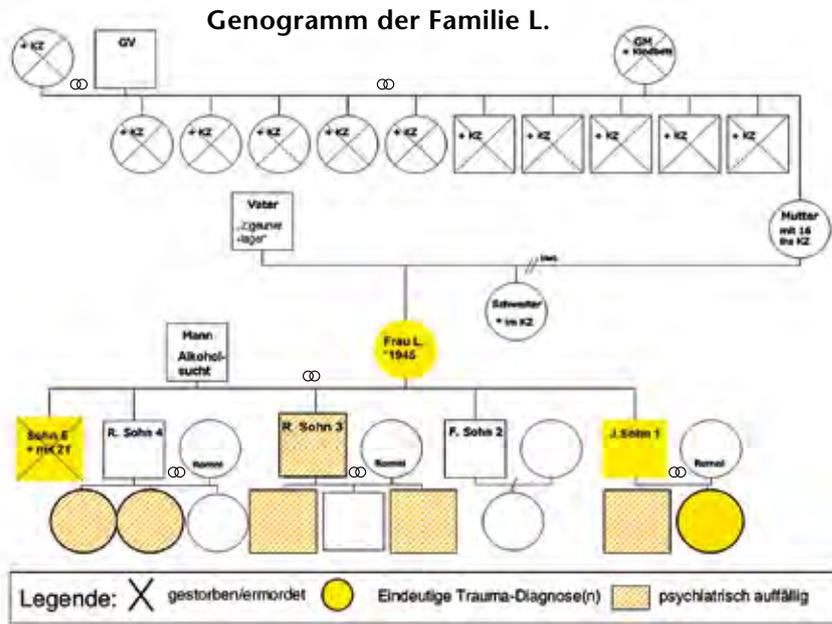
ben sich schlafen lässt, weil sie in der Nacht um sich schlägt, oder wenn es durch das Schreien des Vaters in der Nacht geweckt wird, der in einem Albtraum wieder ins KZ versetzt ist und nur mühsam wieder in seinen Alltag zurückfindet? Sehr oft ist die zweite Generation mit »Double binds« – widersprüchlichen Botschaften – konfrontiert, wie:

»Sei stark und unabhängig!« ↔ »Verlass mich nicht!«
 »Du bist der Beste.« ↔ »Du machst alles falsch.«
 »Sei der Beste!« ↔ »Falle nicht auf!«
 und Ähnlichem mehr. Sehr oft führen solche verwirrenden Aufträge zu Handlungsunfähigkeit und einem Gefühl von Ohnmacht.

Viele Nachkommen der ersten Generation sind Symbole des Überlebens. Die große Mehrheit ihrer Eltern hatte ihr körperliches und seelisches Leid oft noch



Die erste Generation heute © Foto: Peter Rigaud



Transgenerationale Weitergabe von Traumata – Genogramm der Familie L. © ESRA/ Prof. Dr. Klaus Mihacek

nicht einmal wahrgenommen und wenig verarbeitet, aber ebenso mit großer Resoluthet und Resilienz⁶ das Leben nach der Verfolgung gemeistert. Gleichzeitig sind die Kinder oft unbewusster Ersatz für die vielen verlorenen Familienmitglieder und werden zu »Memorial Candles«⁷. Sie stellen einen symbolischen Bezug zur Familie und Gesellschaft vor der Verfolgung dar, werden oft nach getöteten Verwandten benannt und haben häufig die Funktion, die Leere in den Herzen der Eltern zu kompensieren. Die Kinder verstehen diesen Auftrag als Retter/innen der Eltern in Krisensituationen, besonders bei Familienkonflikten.

Oft fühlen sich Kinder von Überlebenden für ihre eigenen Eltern emotional besonders zuständig – sie müssen sie beschützen, entlasten, begleiten. Diese Rollenumkehr – »Parentifizierung« – führt zu einer Entfremdung von der eigenen Identität und den persönlichen Bedürfnissen. Studien belegen, dass es durch die Traumatisierung auch zu Veränderungen im Hormonhaushalt (Cortisol) der Überlebenden und deren Kinder kommen kann, aber ebenso zu gewissen Veränderungen in bestimmten Zentren im Gehirn (z. B. im Hippocampus).⁸ Die zweite Generation verbleibt im Dilemma ihrer ambivalenten Lebensfragen:

- Wie kann ich das Leiden meiner Eltern lindern?
- Bin ich überhaupt in der Lage, meine Eltern zu entlasten?
- Darf ich meine Eltern mit meinen Problemen belasten?
- Muss ich ihretwegen glücklich sein?

- Darf ich meinetwegen glücklich werden?
- Darf ich mich abgrenzen/ablösen?
- Darf ich meinen Eltern von meinen Ängsten und Sorgen erzählen?
- Was bedeuten schon die Entbehrungen meiner Kindheit gegenüber den Entbehrungen meiner Eltern und können sie überhaupt Schuld an meinen Nöten sein?
- Wie kann ich die Erinnerung an die Shoah und die Toten wach halten und trotzdem mein Leben leben?

Transgenerationale Traumatisierung

Wie sehr die transgenerationale Traumatisierung als biopscho-sozio-historischer Prozess unter besonderer Berücksichtigung der sequentiellen Traumatisierung nach Keilson, der besonders von Kommunikationsstilen beeinflusst wird, zu verstehen ist, spiegelt sich in den verschiedenen Untersuchungen und Erfahrungen zur Traumatisierung der zweiten Generation wider. Einerseits sind wir mit extremen transgenerationalen Traumatisierungen konfrontiert, wie zum Beispiel bei Kindern von Überlebenden, die von Albträumen, in denen sie selbst verfolgt, gefoltert und der Vernichtung ausgesetzt sind, geplagt werden. Andererseits wissen wir, dass viele Kinder schwer traumatisierter Eltern dieses psychische Erbe relativ gut verarbeitet haben, ihren Alltag bewältigen und sowohl beruflich als auch gesellschaftlich gut integriert und erfolgreich sind. All die Theorien erklären immer nur einen Teil der Phänomene, insbesondere wenn sie sich nur auf die psychischen Vorgänge redu-



Die erste Generation 1942. Die Kinder der Villa Emma mit ihren Betreuern. Nonantola/Italien
© Fondazione Villa Emma

zieren. Unsere Erfahrungen mit den Kindern verschiedener Gruppen von Überlebenden der NS-Verfolgung verdeutlichen, wie sehr die transgenerationale Traumatisierung von sozio-historischen Faktoren in allen drei Phasen nach Keilson beeinflusst ist.

Das psychosoziale Zentrum ESRA in Wien hat im Laufe der letzten 19 Jahre Menschen, die auf Grund ihrer »Rasse« (Jüdinnen und Juden, Roma und Sinti, Kärntner Slowen/inn/en inklusive so genannter »Mischbeziehungen«), ihrer politischen Überzeugung (hauptsächlich Sozialdemokrat/inn/en und Kommunist/inn/en), wegen ihres Glaubens (Zeug/inn/en Jehovas/Bibelforscher/innen), als so genannte »Asoziale« (Überlebende der »Kinderfachabteilung Am Spiegelgrund«) und als Wehrmachtsdeserteure verfolgt worden sind, sowie deren Angehörige und Nachkommen behandelt und betreut. Auffällig ist: Je geringer der »social support« und die Anerkennung des Ertrittenen nach der Verfolgung war, desto stärker litten die Eltern an einem Psychotrauma und umso häufiger wurde dieses auch an die zweite Generation weitergegeben. Dies wurde unter anderem in der Studie »Child Survivors der NS-Verfolgung in Österreich nach 1945« belegt.⁹ Während die Kinder von Jüdinnen und Juden und politisch Verfolgten die Weitergabe des Traumas relativ gut und resilient verarbeitet haben und man bei ihnen nur eine gewisse Vulnerabilität in besonderen Belastungssituationen belegen kann, fällt auf, dass Kinder und Enkelkinder von Roma und Sinti häufig unter somatischen und psychischen Problemen und Störungen im Sinne der transgenerationalen Traumatisierung leiden. Dies entspricht auch den neuesten Ergebnissen einer Studie zu den Folgen des »Hungerwinters 1944 in Holland«,¹⁰ die bei 900 Nachkommen der Überlebenden, teilweise der 3. Generation, noch Folgen dieses Ereignisses nachgewiesen hat:

- Die Frauen, die damals mit geringem Geburtsgewicht zur Welt kamen, brachten später selbst kleinere Kinder zur Welt, obwohl es längst wieder genug zu essen gab. Die Kinder wiesen ein Geburtsgewicht auf, welches signifikant unter dem durchschnittlichen Geburtsgewicht in der Bevölkerung lag.
- Diese Kinder, also die Enkel/inn/en der Kriegsgeneration, litten noch unter einem höheren Risiko, an



Das psychosoziale Zentrum ESRA – www.esra.at
© Foto: Peter Rigaud

Typ II Diabetes und anderen Folgeerscheinungen wie Brustkrebs, zu erkranken.

Bei den Kindern der Kärntner Slowen/inn/en scheinen die *slowenischen Kulturverbände [...] auch ein bedeutender Resilienz- und Kompensationsfaktor gewesen zu sein.*¹¹

Diese verschiedenen transgenerationalen Weitergaben von Traumata kann ESRA in den verschiedenen therapeutischen Projekten (z. B. »Kärntner Slowen/inn/en« in Zusammenarbeit mit ASPIS, und KETANI – Roma und Sinti in Linz) beobachten und verifizieren. Genogramme¹² und Familienaufstellungen belegen die transgenerationale Traumatisierung in ihrer gesamten Bandbreite (siehe Abb. »Genogramm Familie L.«, S. 70).

Ein Fallbeispiel

Herr M., jüdischer Abstammung, 1921 in Österreich geboren, wuchs unter ärmlichen Verhältnissen auf und hatte sich bereits in früher Jugend der Sozialistischen Arbeiterbewegung angeschlossen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich betätigte er sich weiterhin über ein Jahr lang im Untergrund politisch. Aufgrund der Denunziation eines Bekannten wurde er auf der Flucht nach Ungarn verhaftet und zunächst in das KZ Flossenbürg und von dort in das Zwangsarbeitslager Niederhausen deportiert. Er überlebte, weil er in den letzten Kriegsjahren als Maschinenschlosser in der Waffenproduktion beschäftigt war. Dort betrieb er Sabotage, indem er defekte Teile einbaute. 1945 wurde er von der Roten Armee befreit.

Herr M. verlor durch den Holocaust 20 seiner nächsten Verwandten. Als besonders dramatisch erlebte er 1941 eine kurze Begegnung mit seinem älteren Bruder, den er durch Zufall in einem Zugwaggon entdeckte, als dieser in ein anderes Arbeitslager verlegt werden sollte. Sein Bruder war in einem sehr schlechten körperlichen Zustand und dürfte von der SS grausam misshandelt worden sein. Als er sich zu erkennen geben wollte, warnte ihn ein Kapo unter Morddrohung das zu tun. Bei dieser Gelegenheit sah Herr M. seinen Bruder zum letzten Mal. Nach seiner Rückkehr nach Österreich gelang ihm der Aufbau einer bürgerlichen Existenz. Er heiratete eine Jüdin, die zuerst im Versteck und dann das KZ Ravensbrück überlebt hatte. Weder vor noch nach der Verfolgung lebten die beiden religiös. Aus der



Ehe entstammen ein Sohn (geb. 1949) und eine Tochter (geb. 1952). Herr M. hatte all die Jahre geschwiegen, den Fragen der Kinder war er stets ausgewichen. Auf Grund seiner massiven Reaktionen, wenn er auf seine Lagerzeit angesprochen wurde, hatten die Kinder sehr bald aufgegeben, ihn danach zu befragen.

Zu ESRA kam Herr M. 1998, weil er im Rahmen der »Wiedergutmachungszahlungen« durch den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus im dortigen Archiv auf einem Foto aus einem KZ seinen Bruder wieder erkannte, woraufhin er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Zum ersten Mal nach fast 55 Jahren wurde er derart unmittelbar mit der Vergangenheit konfrontiert. Wie er später erzählte, hatte er immer vermieden, diese Erinnerungen hochkommen zu lassen, wobei auch seine Frau jedes Gespräch zu diesem Thema ablehnte, da sie ähnliche Reaktionen von seiner Seite bereits erlebt hatte und fürchtete. Herr M. litt unter verschiedenen schweren körperlichen Erkrankungen, die teilweise als Folgeerscheinungen der KZ-Haft anzusehen sind. Er berichtete auch über Schlaf-

losigkeit, immer wiederkehrende Albträume sowie innere Unruhe und Depressionen, die mit zunehmendem Alter häufiger und intensiver wurden. Seit dem Auszug der Tochter schlief das Ehepaar in getrennten Zimmern, da er und seine Frau einander mit ihren Angstträumen, den Schreien und dem Um-sich-schlagen aufweckten.

Seine Gattin kam erst nach seinem Tod 2005 zu ESRA in Behandlung, da sie besonders unter sich aufdrängenden Erinnerungen litt, die »nun«, da sie alleine in ihrer Wohnung lebte und sie sich »nur« um sich selbst kümmern musste, immer intensiver auftraten. Auch sie hatte stets über ihre Lagerzeit geschwiegen und bis zuletzt kaum mit ihren Kindern darüber gesprochen, im Jahr 2000 allerdings angefangen, als Zeitzeugin zu arbeiten. Auch sie litt an Ein- und Durchschlafstörungen, Albträumen und Depressionen. Während ihrer Lagerhaft war sie für medizinische Versuche missbraucht worden. Bald nach der Befreiung aus dem KZ Ravensbrück war sie mit der Diagnose »Neurasthenisches Syndrom« in psychiatrischer Behandlung, hatte diese sehr negativ erlebt und seit damals jegliche medizinische Behandlung vermieden. Als sie zunehmend gebrechlicher wurde, kamen auch ihre Kinder zu ESRA.

Beide Kinder schilderten die Eltern als zurückgezogen und kaum über die Erlebnisse während der Verfolgung sprechend. Auf Fragen reagierten sie wortkarg, die Mutter schwieg, der Vater fing an zu schimpfen, man solle ihn mit der Vergangenheit in Ruhe lassen. Er verließ dann die Wohnung und ging lange spazieren. Im Alltag war der Vater sehr ruhig, ging seiner Arbeit nach und überließ seiner Frau alle familiären Entscheidungen. Wenn die Mutter »wieder einmal« depressiv wurde, versank das Familienleben im Chaos – in diesen Phasen übernahm die Tochter den Haushalt und versuchte die Familie zu organisieren. Sobald es der Mutter wieder besser ging, führte das oft zu Konflikten.

Den Geschwistern war sehr präsent, dass sie in der Nacht häufig aufgeweckt wurden, weil einer der Elternteile im Schlaf laut geschrien hatte. Einmal hatte die Mutter während eines Alptriums um sich und dabei dem Vater ein blaues Auge geschlagen. Sie erinnerten sich auch daran, dass die Eltern in der Nacht oft munter wurden und in der Wohnung herumgingen.

Der Sohn war nach einem Bruder der Mutter, die Tochter nach einer Schwester des Vaters benannt, die beide im Holocaust ermordet worden waren. Von diesen hatten die Eltern immer wieder erzählt und ihre Qualitäten hervorgehoben. Von den anderen Familienmitgliedern, die alle nicht überlebt hatten, wurde kaum gesprochen.

Der Sohn war sehr ruhig, ein guter Schüler, der nur wenige Freunde hatte. Nach der Matura begann er zu studieren, brach das Studium jedoch ab und begann in einer Bank zu arbeiten, wo er relativ erfolgreich war. Nach einigen Jahren verfiel er in eine schwere depressive Krise, während der er Albträume hatte, in denen er sich im KZ wähnte und die Qualen der Misshandlungen nacherlebte. Er wurde pensioniert und lebte weiterhin bei den Eltern. Eine länger dauernde Beziehung führte er nie, hatte immer wieder depressive Phasen und beging einmal einen Selbstmordversuch. Als seine Mutter zunehmend hilfsbedürftig wurde, übernahm er ihre Betreuung. Ab diesem Zeitpunkt hatte er keine depressiven Episoden mehr.

Die Tochter hatte nach der 8. Schulstufe die Schule abgebrochen und einen Beruf erlernt. Sie war bereits mit 17 Jahren ausgezogen, schloss sich der Hippie-Bewegung an, fuhr nach Indien und lebte dort einige Jahre in einer Sekte. Als sie dann 27-jährig nach Österreich zurückkam, fing sie wieder an zu arbeiten, ging eine Beziehung ein und bekam zwei Töchter, geboren 1982 und 1985, die beide nach Freundinnen benannt wurden, die



GD Dr. Karl Stoos (Vorstandsvorsitzender Österreichische Lotterien) und Univ. Prof. Dr. Siegfried Meryn (Stiftungsvorstand Klein zu Arm und Krank)

Ein Gewinn für die Menschen!

In einem der reichsten Länder der Welt – in Österreich – kämpfen mehr als eine Million Menschen gegen Armut. Und damit gegen einen Teufelskreis, denn Armut hat Krankheit und Krankheit ist wichtig, eine seelische Betreuung unerlässlich. Die Österreichischen Lotterien unterstützen die Initiative „Nein zu Arm und Krank“, denn Gesundheit darf kein Privileg sein.

Gut für Österreich. ÖSTERREICHISCHE LOTTERIEN



Maltherapie für Kinder
© Foto: ESRA/Moritz
Schwarzl

»Zukunft geben«
© Foto: Peter Rigaud

an Drogen gestorben waren. 1987 trennte sie sich von ihrem damaligen Lebensgefährten und ging seither keine feste Beziehung mehr ein. Sie gab an, nie psychische Probleme gehabt zu haben, erzählte aber von Durchschlafstörungen, die sie seit ihrer Kindheit hatte: Nie habe sie länger als drei Stunden ohne Unterbrechung geschlafen. Immer habe sie das Gefühl gehabt, nicht zu lange an einem Ort verweilen zu können, ständig habe sie sich auf der Flucht erlebt. Lediglich in den sechs Jahren in der indischen Sekte habe sie sich heimisch gefühlt. Nach Österreich sei sie zurückgekommen, da sie nach dem Zerfall der Sekte nicht gewusst hätte, wohin sie gehen hätte sollte. Als besonders belastend schilderte sie die Zeit ab 1998, als sie bemerkte, wie viel ihre Eltern den Enkelöchtern über die NS-Zeit erzählten und ihre Mutter anfing, als Zeitzeugin zu arbeiten. Sie fühlte sich zurückgesetzt und war eifersüchtig auf ihre Töchter. Sobald sie das Gespräch mit den Eltern suchte, verfielen diese wieder in ihr Schweigen. Sie spürte in sich starke Aggressionen und wäre am liebsten wieder weggefahren, wollte ihre Kinder jedoch nicht im Stich lassen. Sie begab sich in Psychotherapie und konnte so diese Situation meistern. Beide Enkelöchter entwickelten sich gut, fielen aber durch ihre hohe motorische Aktivität und ihre relative Magerkeit auf. Beide legten die Matura ab und sind heute als Fitnesstrainerinnen tätig.

Sechs Monate nach dem Tod der Mutter bzw. Großmutter kamen die Tochter und die Enkelöchter zu ESRA in Therapie, da sie alle drei zunehmend an Schlafstörungen litten und den Verlust nicht verarbeiten

konnten. Der Sohn lehnte eine Teilnahme an der Familientherapie ab. Er ist seit dem Tod der Mutter kaum noch depressiv.

Zusammenfassung

Insbesondere die Dynamik zwischen der zweiten und dritten Generation wirkt im Kontext des bio-psycho-sozio-historischen Prozesses. Manchmal müssen die Kinder der Überlebenden miterleben, wie ihre Eltern mit den Enkeln über das sprechen, worüber sie ihnen gegenüber geschwiegen haben. Das »Leben mit gepackten Koffern« wird so unter Umständen in Frage gestellt, zumindest insoweit, als die Koffer neu gepackt werden müssen. Möglicherweise gerät die »Sandwichgeneration« durch die Fragestellungen und das Wissensbedürfnis ihrer Kinder in neuerliche Sinn- und Lebenskrisen, wenn sie sich nicht vollständig von ihren Eltern emanzipieren konnten und deren Aufträge bzw. Double binds sowie die sich daraus ergebenden Dilemmata internalisiert haben.

Zusätzlich kommen sie in die Situation, dass ihre Eltern alt und hilfsbedürftig werden und assoziieren damit die Angst, dass diese in einer neuerlichen Verfolgungssituation nicht überleben würden. Im hohen Alter versagen durch kognitive Veränderungen bisweilen die Copingmechanismen, die bisher geholfen hatten, das Trauma zu kontrollieren. Dadurch besteht die Gefahr eines Wiederaufflackerns des Psychotraumas, Erinnerungen werden präsenter und lassen sich schlechter verdrängen. Das führt dazu, dass die traumatische Ver-

folgungsgeschichte Alltag und Beziehungen prägt und beinhaltet die Furcht, die Dilemmata der zweiten Generation könnten wieder aufbrechen.

Während die dritte Generation die Erlebnisse der Großeltern vorrangig emotional auffasst, scheint die Sichtweise der zweiten die reale, politisch-kämpferische Interpretation der Familiengeschichte im Sinne des Über- und Weiterlebens nach der Verfolgung zu sein. Die Dynamik zwischen den Generationen der Überlebenden der NS-Verfolgung steht in direktem Zusammenhang mit der transgenerationalen Traumatisierung. □

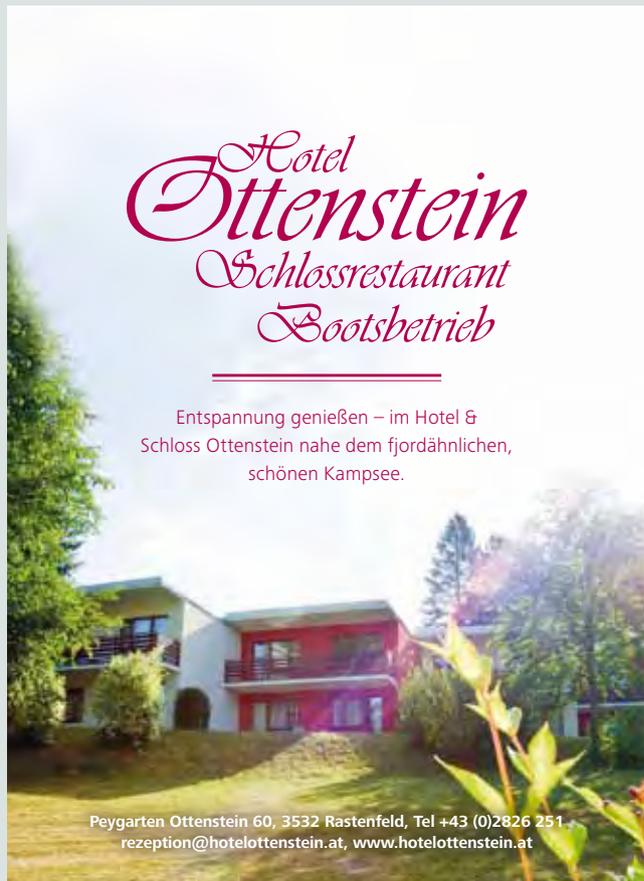
Anmerkungen

- 1 Vgl. Yoram Yovell, *From Hysteria to Posttraumatic Stress Disorder: Psychoanalysis and the Neurobiology of Traumatic Memories*. In: *Neuro-Psychoanalysis*, 2(2)/2000, S. 171–181.
- 2 Als Komorbidität oder Begleiterkrankung (engl. comorbidity) werden in der Medizin ein oder mehrere zusätzlich zu einer Grunderkrankung (Indexerkrankung) vorliegende, diagnostisch abgrenzbare Krankheits- oder Störungsbilder bezeichnet (Doppel- oder Mehrfachdiagnose). Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Komorbidit%C3%A4t> (14.5.2013).
- 3 Salutogenetisch wird die Sichtweise genannt, die die Gesundheitsentstehung im Fokus hat. Vgl. <http://www.salutogenese-zentrum.de/cms/main/glossar/> (14.5.2013); Salutogenese als Wissenschaft von der Entstehung von Gesundheit und Pathogenese als Wissenschaft von der Entstehung von Krankheit ergänzen einander. Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Salutogenese> (14.5.2013).
- 4 Introjektion ist in der Psychoanalyse der umgekehrte Vorgang der Projektion, d. h., es werden fremde Anschauungen, Motive, Verhaltensweisen ins eigene Ich aufgenommen. Vgl. <http://lexikon.stangl.eu/4409/introjektion/> (14.5.2013).
- 5 Vgl. Michael Ermann, *Stumme Zeugen. Über die (Un-)Fähigkeit, die Kriegskindheit zu betrauern*. In: Franz Wellendorf, Thomas Wesle (Hrsg.), *Über die (Un-)Möglichkeit zu trauern*. Stuttgart 2009, S. 263–275. Der Begriff »Individuation« bezeichnet den Prozess der Selbstwerdung des Menschen, in dessen Verlauf sich das Bewusstsein der eigenen Individualität zunehmend verfestigt. Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Individuation> (14.5.2003).
- 6 Resilienz (v. lat. *resilire* »zurückspringen, abprallen«, deutsch etwa Widerstandsfähigkeit) ist die Fähigkeit, Krisen durch Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklungen zu nutzen. Mit dem Konstrukt Resilienz verwandt sind Salutogenese, Hardiness, Coping und Autopoiesis. Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Resilienz_\(Psychologie_und_verwandte_Disziplinen\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Resilienz_(Psychologie_und_verwandte_Disziplinen)) (14.5.2013).
- 7 Dina Wardi, *Memorial Candles: Children of the Holocaust* (International Library of Group Psychotherapy and Group Processes). London 1992.
- 8 Fu Lye Woon, Shabnam Sood, Dawson W. Hedges, *Hippocampal volume deficits associated with exposure to psychological trauma and posttraumatic stress disorder in adults: a meta-analysis*. In: *Progress in Neuro-Psychopharmacology & Biological Psychiatry* 34/2010, S. 1181–1188.
- 9 David Vyssoki, Alexander Schürmann-Emanuel, Katrin Draxl, Wilhelmine Schneeberger, *Child Survivors der NS-Verfolgung in Österreich nach 1945 – Mental Health Promotion bei schwerst traumatisierten Menschen. Eine Studie zur Erhebung von ressourcenstärkenden Bewältigungsmechanismen*. Wien 2008. Siehe: www.esra.at.
- 10 Tessa J. Roseboom, Jan H.P. van der Meulen, Anita C.J. Ravelli, Clive Osmond, David J.P. Barker, Otto P. Bleker, *Effects of prenatal exposure to the Dutch famine on adult disease in later life: an overview*. In *Molecular and Cellular Endocrinology* 185/2001, S. 93–98.
- 11 Daniel Wutti, *Die Nähe zur Vergangenheit – Transgenerationale Übertragungen vor soziopolitischem Hintergrund*. Publikationsbeitrag zum 6. Kongress der DTPPP im Liestal/Schweiz, S. 1–11, hier S. 7. <http://sozpsy.aau.at/?p=787> (15.5.2013).
- 12 Genogramm ist die Bezeichnung für eine piktografische Darstellung, die in der systemischen Familientherapie verwendet wird, um Familienbeziehungen, wiederkehrende Konstellationen und die medizinische Vorgeschichte darzustellen. Dabei geht es inhaltlich weit über einen Stammbaum hinaus. Mit einem Genogramm sollen Verhaltensmuster,

beziehungsbestimmende psychologische Faktoren und sich wiederholende Verhaltensweisen innerhalb einer Familie visualisiert und anschließend analysiert werden. Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Genogramm> (15.5.2013).

Literatur

- Alexander Friedmann, Peter Hofmann, Brigitte Lueger-Schuster, Maria Steinbauer, David Vyssoki (Hrsg.), *Psychotrauma. Die Posttraumatische Belastungsstörung*. Wien 2004.
- Kurt Grünberg, *Tradierung des Nazi-Traumas und Schweigen*. In: Ibrahim Özkan, Annette Streeck-Fischer, Ulrich Sachsse (Hrsg.), *Trauma und Gesellschaft. Vergangenheit in der Gegenwart*. Göttingen 2002, S. 34–63.
- Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Stuttgart 1979.
- Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden*. Gießen 2001.
- Klaus Ottomeyer, *Die Behandlung der Opfer. Über unseren Umgang mit dem Trauma der Flüchtlinge und der Verfolgten*. Stuttgart 2011.
- Gabriele Rosenthal, *Die Shoah im intergenerationellen Dialog. Zu den Spätfolgen der Verfolgung in Drei-Generationen-Familien*. In: Alexander Friedmann, Elvira Glück, David Vyssoki (Hrsg.), *Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht*. Wien 1999, S. 68–88.
- Daniel Wutti, Franz Wutti, *Kein Ende traumatischer Erfahrungen der Kärntner SlowenInnen nach dem 2. Weltkrieg*. In: Thomas Heise, Solmaz Golsabahi, Ibrahim Özkan (Hrsg.), *Integration. Identität. Gesundheit*. 5. Kongress des Dachverbands der transkulturellen Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik im deutschsprachigen Raum e.V. (DTPPP), 23.–25. September 2011. Alpen-Adria Universität Klagenfurt. Berlin 2012, S. 49–54.



inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Martha Keil	25 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs, 100 Jahre Synagoge St. Pölten	2
Philipp Mettau	»Wir sind weder die Vergangenheit, noch die Zukunft.« Generationen nach der Shoah	10
Iris Wachsmuth	Nationales versus individualisiertes Gedenken? Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust als offener Prozess	22
Marianne Windsperger	Generation 3.0 Dritte Generation im Netz der Erinnerung	32
Margit Reiter	Das negative Erbe. Die Shoah im Familiengedächtnis der »(Mit)Täter« und ihrer Nachkommen	40
Andrea Strutz	Erinnerungen an Österreich im Familiengedächtnis jüdischer Vertriebener in New York	50
Kurt Grünberg	Szenisches Erinnern der Shoah. »Das abenteuerliche Leben des Alfred Silbermann«	58
Traude Tauber, Klaus Mihacek, Stefan Strusievici	Transgenerationale Traumatisierung	68

Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Gestaltung: Renate Stockreiter. Lithographie: pixelstorm. Druck: rema print.

© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Diözese St. Pölten und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.